

ISSN 0259-7446
EUR 6,50

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Gedächtnis-Verlust?
Geschichtsvermittlung und
-didaktik in der
Mediengesellschaft**

Verstehender Journalismus

Reden über den „Anschluss“

Abseits der klassischen Bilder?

1/2012

Jahrgang 27

fjum_Kurse und Diskurse

Wir bieten: Mid-career Training für Journalistinnen und Journalisten.

Mit: Sree Sreenivasan +++ Gerlinde Hinterleitner
+++ Ken Doctor +++ Maria Nicolini +++ Herbert
Lackner +++ Madeleine Swistelnicki +++ Chris Moran
+++ Pari Niemann +++ Bill Mitchell +++ Richard
Gutjahr +++ David Röhler +++ Ulrike Schnellbach
+++ Guido Meyn +++ Nikolaus Forgó +++
Peter Laufer

Über: Crowdsourcing +++ Bewegtbild im Netz +++
Social Media Optimization +++ Bildredaktion +++
Entrepreneurship +++ Crashkurs Finanzmärkte +++
Innovation +++ Redigieren +++ Charisma +++
Diversity +++ Recht 2.0 +++ Schreibtraining +++
Conflict Sensitive Reporting +++ Interviewtraining
+++ Magazinjournalismus

Programm & Anmeldung: www.fjum-wien.at



medien & zeit

Inhalt

Verstehender Journalismus

Warum Geschichte zur digitalen Medienwelt passt – und wie sie aktuell gemacht werden kann

Horst Pöttker.....5

Reden über den „Anschluss“

ZeitzeugInnen berichten von ihren Erinnerungen, sowie von der Bedeutung medialer Vermittlung während Austrofaschismus und

Nationalsozialismus

Wolfgang Duchkowitsch & Erich Vogl.....14

Abseits der klassischen Bilder?

Dokumentationen über den Holocaust 2000-2010

Eva Maria Gajek.....22

Rezensionen.....32

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien, ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Redaktion:

Klaus Kienesberger, Erich Vogl, Linda Erker, Fritz Hausjell, Gisela Säckl

Lektorat & Layout:

Christina Krakovsky, Karina Auer, Irina Pöschl

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck, Roland Steiner

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho), Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig), Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg), Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

digitaldruck.at Druck- und Handelsgesellschaft mbH
2544 Leobersdorf, Aredstrasse 7

Erscheinungsweise:

medien & zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro
Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro
Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

medien & zeit, Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz

Grundlegende Richtung:

medien & zeit ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung über Theorien, Methoden und Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien

Vorstand des AHK:

a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann), Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann-Stv.), Dr. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin), Mag. Christian Schwarzenegger (Obmann-Stv.), Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer), Mag. Roland Steiner (Geschäftsführer-Stv.), Mag. Gisela Säckl (Schriftführerin), Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.), Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier), Katriina Janhunen, Bakk. (Kassier-Stv.), Mag. Klaus Kienesberger

Editorial

Die Frage nach der Vermittlung von Geschichte ist zu einer zentralen Frage der Geschichtswissenschaft und -didaktik geworden und erfordert auch aus kommunikationshistorischer Perspektive Beachtung und Auseinandersetzung, ja aus unserer Sicht sind Aspekte der Geschichtsvermittlung als ein Kernforschungsfeld der Kommunikationsgeschichte zu betrachten.

Mit der Tagung *Gedächtnis-Verlust? Geschichtsvermittlung und -didaktik in der Mediengesellschaft* stellten der „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“ sowie der Verein GEDENKDIENTST vom 24. – 26. März 2011 aktuelle Ansätze und Positionen von Geschichtsvermittlung zur Diskussion. Ziel war neben der theoretischen Auseinandersetzung auch die Befassung mit praktischen Vermittlungsansätzen und Möglichkeiten, auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse zu reagieren. Denn Kommunikationsgeschichte muss sich auch als Wissenschaft begreifen, die Anspruch darauf erhebt, praktische gesellschaftliche Änderungen herbeizuführen und somit auch Geschichtsbilder aktiv zu analysieren und möglichst historisch korrekt und fundiert mitzugestalten.

Einen besonderen Charakter erhielt die Tagung aus der durchgängigen Interdisziplinarität: Die Frage, wie mit Geschichte in der non-medialen sowie medialen Vermittlung verfahren werden kann, ist nicht durch eine Disziplin alleine lös-, ja nicht einmal diskutierbar. Insofern war es spannend, neben verwandten Disziplinen auch künstlerische Perspektiven bzw. den Journalismus miteinzubeziehen.

Die Ergebnisse der Tagung werden 2012 in einem eigenen Tagungsband, der im Herbert von Halem-Verlag erscheinen wird, zusammengefasst. In der vorliegenden Ausgabe von *medien & zeit* haben Sie die Möglichkeit, als kommunikationshistorisches Entrée drei Beiträge dieser neuen Publikation in Kurzfassung zu lesen.

Der erste Artikel kommt von einem treuen Beiträger von *medien & zeit*. In seinem Beitrag „Verstehender Journalismus“ setzt sich Horst Pöttker vom Institut für Journalistik an der TU Dortmund mit der Frage auseinander, warum Geschichte zur digitalen Medienwelt passt und journalistisch aktuell aufbereitet werden kann.

Pöttker vertritt dabei die Position, Geschichte gehöre zu den ureigenen Themenfeldern des Journalistenberufs, ja sei sogar ein notwendiger Gegenstandsbereich des Journalismus. Das zeige sich vor allem darin, dass historische Stoffe aktueller denn je seien. Pöttker leitet den Bedarf des Journalismus – und konsequenterweise auch der Gesellschaft an sich – an historischen Themen in fünf Schritten anhand der Entwicklung des digitalen Medienumbruchs ab. Er sieht die Chance des Journalismus darin, komplexe Verhältnisse transparent zu machen und den RezipientInnen zu ihrem eigenen Verstehen der Welt zu verhelfen. Seine Argumentation untermauert Horst Pöttker insbesondere mit Beispielen aus der deutschen NS-Geschichte.

Einer unterbeleuchteten historischen Materie widmen sich Wolfgang Duchkowitsch und Erich Vogl. Sie stellen die Ergebnisse eines mehrjährigen Projektes vor, das die Bedeutung medialer Vermittlung des „Anschlusses“ Österreichs an Deutschland im Jahr 1938 in den Fokus nimmt.

Im Zentrum steht das Bestreben, ZeitzeugInnen des „Anschlusses“ nochmals zum Sprechen zu bringen und diesen aus ihrer Perspektive zu rekonstruieren und insbesondere die Erfahrungen mit medialen Bildern zu erzählen. Aber sie zeigen auch die Grenzen von Oral History: Als eines jener Ereignisse, die einschneidende Erfahrungen verursachen, macht die Beschäftigung mit Erzählungen des „Anschlusses“ den drohenden „Gedächtnis-Verlust“ deutlich: Die ZeitzeugInnen sind betagt und waren vor fast 75 Jahren noch äußerst jung. Insofern verschwimmen die Primär- und Sekundärerfahrungen, die Bilder sind nur schwer zu fassen. Und dennoch ergeben sich wichtige und neue Facetten zur Thematik.

Mit dem Programmboom historischer Themen setzt sich Eva Maria Gajek vom Historischen Institut, Fachjournalistik Geschichte der Universität Gießen auseinander. Sie widmet sich in ihrem Aufsatz dem Boom des Geschichtsfernsehens von 2000 bis 2010 in Deutschland und kommt damit unweigerlich auf die ZDF Redaktion Zeitgeschichte und die Person Guido Knopp zu sprechen.

In ihrer Analyse konstatiert sie eine Harmonisierung der Erzählweisen deutscher Geschichtsdokumentationen, um möglichst viele Zuschauer

erInnen zu generieren. Darüber hinaus stellt sie eine Transformation zu Opfererzählungen fest. Auch hier wird wiederum der „Gedächtnis-Verlust“ schlagend: Die Opfer- und TäterInnenebenen werden bewusst unter dem Diktat bzw. den Anforderungen moderner Fernsehwelten verwischt. Dazu kommen neue Methoden wie z.B. formalästhetische Erneuerungen wie das Einbeziehen der EnkelInnengeneration oder der ExpertInnenenebene.

Den Abschluss dieser Ausgabe bilden wie bewährt aktuelle Rezensionen unter redaktioneller Betreuung von Gaby Falböck und Roland Steiner. Wir hoffen darauf, mit den Beiträgen die Lust auf den neuen Band geweckt zu haben und wünschen erhellende Lektüre.

**KLAUS KIENESBERGER, ERICH VOGL,
LINDA ERKER, FRITZ HAUSJELL &
GISELA SÄCKL**

Verstehender Journalismus

Warum Geschichte zur digitalen Medienwelt passt – und wie sie aktuell gemacht werden kann.

Horst Pöttker

Institut für Journalistik, TU Dortmund

Abstract

Der vorliegende Text beschäftigt sich mit dem Thema Geschichte als Themenfeld des Journalismus in einer Zeit des radikalen medialen Wandels. Das Publikum erwartet von Journalisten das Aufgreifen historischer Themen, Geschichte lässt sich dabei als Reservoir potenziellen Wissens identifizieren, das Orientierung in der Gegenwart ermöglicht. Es werden die verschiedenen Arten aufgezeigt, wie Journalisten historische Themen mit Gegenwart in Verbindung bringen und es wird die Frage aufgeworfen, ob Journalisten sich Interpretationen geschichtlicher Vorgänge zutrauen dürfen? Als Referenzgröße der folgenden Gedanken steht die veränderte Funktionsprämisse. Journalismus in der digitalen Welt bedeutet: Von der Nachrichten- zur Orientierungsfunktion, das Wettrennen um Aktualität hat ein Ende, statt dessen ergeben sich neue Möglichkeiten für Darstellungsformen wie die Reportage und generell Berichterstattung, die von Tiefenrecherche geprägt ist. Daraus entsteht für den Journalismus die Chance, dem Publikum per Durchleuchten vergangener Vorgänge zu einem eigenen Verstehen der Gegenwart zu verhelfen.

Journalismus muss aktuell sein. Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern. Heißt das, dass Journalisten nicht über Vergangenes berichten dürfen? Sind historische Themen im Journalismus tabu?

Eine berühmte Definition sagt: Aktuell ist nicht, was heute geschieht, sondern was heute *wichtig* ist! Wichtig kann auch Vergangenes sein, zumal wenn es problematisch ist. Besonders problematisch für Deutsche und Österreicher ist z. B. die NS-Vergangenheit. Christian Meier hat gezeigt, dass das fortdauernde öffentliche Erinnern an Auschwitz mit der jahrtausendealten Praxis bricht, durch *Vergessen* mit schlimmer Vergangenheit fertig zu werden, weil die einzigartige Schwere dieses Zivilisationsbruchs Vergessen nicht zulässt (vgl. Meier, 2010). Journalismus, der sich um die NS-Vergangenheit, ihre Verbrechen, ihren Alltag und deren Hintergründe nicht kümmerte, würde sich vor dieser Unabweisbarkeit des Erinnerns drücken.

Allgemeiner gesagt: Wenn dem Journalistenberuf die Aufgabe zufällt, für ein Optimum an Transparenz wichtiger Probleme zu sorgen, damit sozio-

kulturelle Selbstregulierung funktionieren kann (vgl. Pöttker, 2010), dann gehört Geschichte zu seinen *legitimen* Themenfeldern (vgl. Pöttker, 1997).

In diesem Beitrag will ich weiter gehen und zeigen, dass Geschichte sogar ein *notwendiger* Gegenstandsbereich des Journalismus ist. Ich will zeigen, dass und warum Journalismus gerade in der digitalen Medienwelt Geschichte als Themenfeld *braucht*, wenn er die Herausforderungen durch den digitalen Medienumbruch überstehen soll.

Das mag erstaunlich klingen, denn sind es nicht gerade Mobiltelefon, Satellitenfernsehen und Internet, die das Publikum, auf dessen Aufmerksamkeit erfolgreicher Journalismus angewiesen ist, in den Bann des Augenblicks schlagen und gegenüber der Vergangenheit besinnungslos machen?

Trotzdem finden sich in den Medien mehr historische Stoffe und Themen denn je. Wenn ich im Folgenden versuche, den Bedarf des Journalismus an geschichtlichen Themen aus Entwicklungs-

tendenzen nach dem digitalen Medienumbruch abzuleiten, mag dabei durchscheinen, *warum* das Publikum vom Journalismus zunehmend das Aufgreifen historischer Stoffe erwartet. Die Argumentation erfolgt in fünf Schritten:

Von der Nachrichten- zur Orientierungsfunktion

Es gibt kaum Zweifel, dass die Funktion des Journalismus, dem Publikum *Neuigkeiten* zu überbringen, in der digitalen Medienwelt an Bedeutung verliert, weil Mitteilungen über jüngste Ereignisse („news“) von allen Seiten auf die Rezipient(inn)en eindringen. Um an Nachrichten zu gelangen, steht den „usern“ eine Fülle von Quellen zur Verfügung, der Journalismus hat das Monopol auf die Nachrichtenvermittlung seit dem Aufkommen von Internet und Mobiltelefon endgültig verloren (vgl. Stephens, 2010).¹ Nicht mehr der Neugierige muss eine Zeitung kaufen oder ein Programm einschalten, um sich die begehrten Nachrichten zu beschaffen, sondern der Nicht-Neugierige, der einmal seine Ruhe haben will, muss aktiv werden, um sich vor der unerbetenen Informationsflut zu schützen.²

Es liegt auf der Hand, dass der Journalismus in dieser Situation, wenn er als der auf das Herstellen von Öffentlichkeit spezialisierte Beruf überdauern soll³, immer weniger auf die Rolle des *Überbringers von Neuigkeiten* setzen kann und nach anderen Funktionen Ausschau halten muss. In Frage kommen vor allem Leistungen, die Informationsmedien auch bisher schon für das Publikum erbracht haben, von denen aber im Jahrhundert des Nachrichtenparadigmas (vgl. Høyer & Pöttker, 2005), manche sprechen auch schon vom „Jahrhundert des Journalismus“ (Weischenberg, 2010), nicht die besondere Anziehungskraft ausging, die die meisten Rezipienten zur Zeitung greifen oder ein Programm einschalten ließ.

Eine dieser lange sekundären Funktionen besteht darin, den Rezipienten zu einem besseren *Verständnis* ihrer komplexen Lebensumstände zu

verhelfen. In der Fachwelt wird das die *Orientierungsfunktion* von Journalismus genannt (vgl. Bonfadelli, Jarren & Siebert, 2005, S. 308).

Während die Nachrichtenfunktion nach *Ereignissen* und nach der Verkürzung des Zeitabstands zwischen Berichterstattung und berichtetem Geschehen sowie nach knappen, nach Relevanz ordnenden Darstellungsformen wie der „inverted pyramid“ verlangt, lässt die Orientierungsfunktion auch Gegenstände wie Prozess, Situation oder Relation zu; zwischen Berichtetem und Bericht, der unter Umständen tiefe Recherchen erfordert, kann mehr Zeit liegen; und geeignet sind hier längere Darstellungsformen, die intensive Rezeption erfordern und auf kommunikative Prinzipien wie Authentizität (Reportage, Feature), Argumentation (Kommentar, Analyse), Spannung (Story) oder Dialogizität (Interview) (vgl. Bepalova, Kornilov & Pöttker, 2010, S. 34-55) setzen. Dass diese Zukunft des Journalismus schon begonnen hat, zeigt sich an etlichen Phänomenen. Zum Beispiel erfreuen sich, entgegen dem Trend kontinuierlich schwindender Auflagen bei Tageszeitungen, in Deutschland Wochenblätter wie „Die Zeit“ oder die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ (FAS) zum Teil erheblicher Auflagenzuwächse.⁴

Wenn der Journalismus weniger auf die Nachrichtenfunktion setzen kann als bisher, heißt das nicht, dass er zu einem Selbstverständnis als „Erzieher der Öffentlichkeit“ (Kölnische Zeitung, 23.4.1934) wie im NS-Regime zurückkehren müsste. Journalisten sind keine Pädagogen. Die Aufgabe, dem Publikum die Welt verständlich zu machen, erfüllt Journalismus auf besondere Weise: Indem er komplexe Verhältnisse *transparent* macht und so den Rezipienten zu ihrem *eigenen* Verstehen der Welt verhilft.

Verstehen der Welt – was heißt das? Es ist nützlich, sich zunächst eine Vorstellung davon zu machen, wie die Welt beschaffen ist. Eine naheliegende Möglichkeit ist die idealtypische Unterscheidung zwischen dem, was der Mensch ohne sein Zutun als Umwelt *vorfindet*, und dem, was

¹ Den Hinweis auf diesen Aufsatz verdanke ich Vitalij Vinichenko in Rostov a.D.

² Das bedeutet nicht, dass es in weiten Teilen der Welt, wo Computer, Mobiltelefon oder Satellitenfernsehen und erst recht Zeitungen den meisten Menschen nicht zur Verfügung stehen, nicht auch noch das Problem der Unterversorgung mit Information gibt.

³ Das ist nicht nur eine partikuläre „deformation profession-

nel“, sondern ein allgemeines Interesse, weil die Selbstregulierungsfähigkeit komplexer Sozialformationen auf optimale Transparenz und Unbeschränktheit der gesellschaftlichen Kommunikation angewiesen ist; vgl. Pöttker 2010.

⁴ Laut „Informationsgesellschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern“ (IVW) stieg zwischen den Quartalen 2/07 und 2/09 die Auflage der „Zeit“ um 2,2 % und die der FAS sogar um 9,3 %.

auf sein *eigenes Handeln* zurückgeht. Den vorfindlichen Teil der Welt nennen wir *Natur*, den nicht vorfindlichen, anthropogenen *Kultur*, zu dem nicht nur materielle Gebilde wie Werkzeuge oder Kleidung gehören, sondern auch immaterielle Ablagerungen menschlichen Handelns wie Normen oder Sprache.

Die meisten journalistischen Ressorts haben es hauptsächlich mit der *Kulturwelt* zu tun. Kulturelle Phänomene und Vorgänge lassen sich, weil sie menschengemacht sind, nicht in allgemeingültige Gesetzmäßigkeiten fassen und deshalb auch kaum vorhersagen; sie sind außerordentlich *variabel*, d. h. nicht nur zwischen Gesellschaften („Kulturen“) differenziert, sondern auch einem permanenten und im Vergleich zur Naturentwicklung rascheren *Wandel* unterworfen.

Kulturphänomene sind *geworden*, haben eine Vergangenheit, die anders beschaffen war, haben mit einem Wort *Geschichte*. Um Kulturphänomene und -vorgänge zu verstehen, die kaum prognostizierbar, aber interpretierbar und im Interesse gesellschaftlicher Integration interpretationsbedürftig sind⁵, muss man ihre *Gewordenheit*, ihre *Vergangenheit* kennen. Die Geschichtswissenschaft hat deshalb für die Kultur- und Geisteswissenschaften, die Jürgen Habermas in seiner Frankfurter Antrittsvorlesung treffend als „historisch-hermeneutische“ Disziplinen bezeichnet hat (Habermas, 1968, S.146-168), eine ähnlich konstitutive Bedeutung wie die Mathematik für die Naturwissenschaften. Kulturphänomene lassen sich nicht verstehen, wenn man nicht weiß, wie sie entstanden sind.

Für den Journalismus, der sich von der Nachrichten- zur Orientierungsfunktion entwickelt, ergibt sich daraus die Chance, dem Publikum

durch das Thematisieren und Transparentmachen vergangener Vorgänge zu einem besseren eigenen Verständnis der (kulturellen) Gegenwart zu verhelfen, in der jeder Rezipient und jede Rezipientin als Individuum und auch in Gesellschaft das Leben zu gestalten hat. Einerseits kann Geschichtsjournalismus, der durch Rekonstruktion historischer *Veränderungen* den Sinn für die Vielfalt von Gestaltungsmöglichkeiten aufschließt, das Bewusstsein für die *Freiheit* und damit für die *Verantwortlichkeit* der Handlungssubjekte stärken, aus denen das Publikum besteht. Andererseits vermag ein Durchleuchten von Vergangen-

heit, das wiederkehrende *Muster* kultureller Abläufe zeigt, aber auch die Grenzen zu zeigen, die die *conditio humana* den individuellen und politischen Gestaltungsmöglichkeiten zieht, und die Gesellschaft so über Gefahren gegenwärtiger Optionen aufzuklären.

Letzteres trifft besonders für die Vermittlung zeit-

geschichtlicher Informationen, etwa über das NS-Regime in Deutschland oder die Stalin-Diktatur in der Sowjetunion, zu. Der US-amerikanische Historiker Ernst Breisach sagt zur Rettung der Geschichte nach dem Utopieverlust in der Postmoderne: „Still, even postmodernists shaped their visions of postmodernity according to one ‚master lesson‘, the one that told what of the past from now on must be avoided“ (Breisach, 2003, S. 199).

Weil Geschichtsjournalismus – anders als Geschichtswissenschaft – aktuell sein *muss*, folgen aus seiner besonderen Qualitätslogik Anreize, Vergangenheit *mit Gegenwart in Verbindung* zu bringen. Schon für Friedrich Nietzsche machte Gegenwartsbezug den Nutzen der Geschichte aus (vgl. Nietzsche, 1874). Jörn Rüsen hat ähnliche Ideen zur Lebensdienlichkeit der Geschichtswissenschaft entwickelt (vgl. Rüsen, 1990). Rüsen

⁵ Sogar Gesetze bedürfen der rationalen Interpretation, um Auslegungsdifferenzen der Adressaten auszugleichen und den Zusammenhalt von Rechtsstaat und Gesellschaft zu sichern. Diesem Umstand verdankt die Rechtswissenschaft als hermeneutische Disziplin par excellence ihre Notwendigkeit. Entsprechend ergibt sich der gesellschaftliche Nutzen anderer Geistes- und Sozialwissenschaften aus der Interpretationsbedürftigkeit von Kulturprodukten wie Sprache, Medien, Kunst, Sitten, sozialen Beziehungen usw. Wenn eine

moderne Gesellschaft ihre Kulturwissenschaften aus kurzfristigem Kostenkalkül vernachlässigt, ist sie zunehmend darauf angewiesen, mit hohem Ressourceneinsatz per Gewaltmonopol Integration zu erzwingen. Um dies zu vermeiden, bedarf es in den Kulturwissenschaften selbst der bewussten Orientierung am sozialen Nutzen von Verständigung durch rationale Interpretation. Dabei kann die Rechtswissenschaft als Vorbild dienen.

wie Nietzsche unterscheiden strukturelle Arten, *wie* Vergangenheit in der Erkenntnisbildung und (öffentlichen) Kommunikation, im Erzählen, mit Gegenwart verbunden werden kann.

Wo Gegenwart und Vergangenheit zueinander in *Kontrast* gestellt werden, sprechen beide von der „kritischen“ Variante; wo Gegenwart als etwas aus der Vergangenheit Hervorgegangenes begriffen wird, redet Nietzsche von der „antiquarischen“ und Rösen von der „genetischen“ Art, Historisches auf lebensdienliche Weise zu erzählen; und was bei Nietzsche „monumentalische“ Geschichte heißt, nennt Rösen *cum grano salis*⁶ die „exemplarische“ Art des historischen Denkens, man könnte auch vom „analogischen“ Typus des Gegenwartsbezugs sprechen.

Alle drei Typen müssen einen auf seine Orientierungsfunktion erpichten Journalismus interessieren.

Kritischer Geschichtsjournalismus

Der *kritische* Erzähltypus trägt zum Verstehen der Gegenwart bei, indem er den Rezipienten die Möglichkeit eröffnet, ihre zu gestaltende Welt als das *Gegenteil* der Vergangenheit zu betrachten, über die berichtet wird. Dabei sind normative Interpretationsmaßstäbe unvermeidlich. Da die Menschenrechte eine Basis bieten, um die normative Dimension des Verstehens nicht nur interkulturell, sondern auch *überzeitlich* zu fundieren, sind sie prädestiniert, dem Journalismus als Anstoß und Hintergrund kritischer Geschichtsbeachtungen zu dienen.

In Deutschland, wo das Bedürfnis nach einer Sinngebung der Gegenwart, die von der Last schuldhafter Vergangenheiten befreit, besonders stark ist, hat das dazu geführt, dass die journalistische Auseinandersetzung mit dem NS-Regime, aber auch die öffentliche Erinnerung an die DDR diese beiden deutschen Diktaturen als das *ganz Andere* (re-) konstruiert; als totaler Kontrast zu den gegenwärtigen Verhältnissen in der Bundesrepublik Deutschland werden diese Vergangenheiten entweder rigoros abgelehnt – vielleicht

besser: abgewehrt – oder von einigen Minderheitsmedien, die in Ostdeutschland aber immerhin bis zu einem Drittel der Bevölkerung erreichen (vgl. Meier, 2010, S.127-156), im Sinne einer Negation der Gegenwart von der Vergangenheit aus *verklärt*.

Das Abwägen von Ambivalenzen ist in Bezug auf die beiden deutschen Diktaturen gewiss auch nicht angebracht. Die rigorose Ablehnung, ja Abwehr und Verdrängung schlimmer Vergangenheit ist verständlich. Dennoch kann das kritische Erzählen schlimmer Vergangenheit problematisch werden, wenn es überhand nimmt und andere Möglichkeiten ausschließt, durch historische Berichterstattung zum Verstehen von Gegenwart beizutragen. Ein Beispiel dafür war die empörte Reaktion auf die Rede, die Parlamentspräsident Philipp Jenninger am 9. November 1988 zur Erinnerung an die Juden-Pogrome 50 Jahre zuvor gehalten hat. Als er es nicht bei moralischer Entrüstung ließ, sondern auch noch die Frage zu beantworten suchte, *warum* so viele Deutsche den Nazis freiwillig gefolgt sind oder bei deren Verbrechen tatenlos zugeschaut haben, forderte die öffentliche Meinung mit ganz wenigen Ausnahmen seinen Rücktritt und hat ihn prompt erreicht. Begründet wurde das mit der offensichtlich unzutreffenden Behauptung, Jenninger habe sich nicht genug vom NS-Regime distanziert. Der wahre Grund war die Unwilligkeit der Politik, der meisten Journalisten und der Mehrheit des deutschen Publikums, der lästigen Tatsache der Kollaboration vieler Deutscher ins Auge zu blicken (vgl. Pöttker, 1989). Die ausländische Presse hat sich, als sie ihren Irrtum entdeckte, bei Jenninger öffentlich entschuldigt (vgl. Laschet & Malangré, 1989). In Deutschland ist das bis heute ausgeblieben.

Wenn die kritische, auf moralische Distanzierung von der Vergangenheit pochende Variante der Sinngebung durch historische Information die öffentliche Meinung zu stark bestimmt, ist damit die Gefahr verbunden, dass *Kontinuitäten*, die die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden, *übersehen* werden.

⁶ Anders als Nietzsche berücksichtigt Rösen, dass nicht nur historische Höhepunkte, sondern auch Tiefen Analogien zur Gegenwart liefern können.

⁷ Ein Grund für den Erfolg der Nazis war, dass ihre Ideologie und Propaganda geschickt schon vorhandene Kulturtraditionen aufzugreifen und im eigenen Interesse umzumodeln verstand. Die Devise des „Reichsjugendführers“ Baldur von

Schirach, „Jugend muss durch Jugend geführt werden!“, knüpfte z.B. bewusst oder unbewusst an das Autonomiestreben der schon vor dem Ersten Weltkrieg aufgebrochenen, mehr oder weniger bürgerlichen Jugendbewegung an; die auf Nazi-Fahnen und -Symbolen reichlich verwendete Farbe Rot stellte emotionale Brücken zur Arbeiterbewegung her usw.

Genetischer Geschichtsjournalismus

Die *genetische* Erzählweise geht von der unbezweifelbaren Voraussetzung aus, dass die Gegenwart aus der Vergangenheit hervorgegangen ist, um zu fragen, was von der Vergangenheit übriggeblieben ist oder tradiert wurde („Muttermale“).

Die Ausgangsprämisse gilt selbst über eine so scharfe Zäsur hinweg, wie sie die totale Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 zu markieren scheint. Aber die Menschen, die das NS-Regime und den Krieg überlebt hatten, waren ja nicht verschwunden. Man konnte sie auch nicht einfach auswechseln. Das heißt, dass auch ihre gewohnten Handlungsweisen sich nur allmählich verändert haben und vermutlich bis heute nicht völlig verschwunden sind.

Ein Beispiel für das bis in die Gegenwart reichende Überdauern tradiierter Denk- und Verhaltensmuster, die nicht erst mit der NS-Herrschaft 1933 begonnen haben⁷, ist das fast völlige *Fehlen von Korrekturspalten* in der deutschen Presse. Dass Fehler, die eingestanden und berichtigt werden müssen, für den stets unter Zeitdruck stehenden Journalistenberuf geradezu konstitutiv sind, ist in den angelsächsischen Ländern mit ihrer langen professionellen Tradition im Journalismus eine Binsenweisheit. Dagegen gehört der autoritäre Grundsatz, dass nur die dümmsten Lämmer eigene Fehler zugeben, weil man sonst zur Schlachtbank geführt werden könnte, immer noch zu den Grundüberzeugungen der politischen, aber auch der journalistischen Kultur in Deutschland. Das wäre ein Thema, das sich geschichts- und gleichzeitig medienjournalistisch aufgreifen ließe, damit das Publikum Gegenwart und Vergangenheit auf genetische Weise in Zusammenhang bringen kann.

Allerdings scheinen die autoritären Restbestände in Deutschland und Österreich mittlerweile nicht mehr sehr bedeutend, unsere Länder haben in den 66 Jahren seit Kriegsende eine beachtliche Entwicklung zur demokratischen Zivilgesellschaft durchlaufen. Das zeigt, dass sich die genetische Erzählweise je weniger eignet, desto länger die

erzählte, auf Gegenwart zu beziehende Vergangenheit zurückliegt. Der genetische Erzählmodus wird für die journalistische Rekonstruktion der NS-Vergangenheit mit jedem Jahrzehnt fragwürdiger. Das ist bedauerlich, weil die Dominanz der kritischen Darstellungsweise lange verhindert hat, die Frage zu stellen, was uns heute Handelnde mit dieser fürchterlichen Möglichkeit menschlichen Hervorbringens verbindet? Aus welchen Handlungsweisen, die wir womöglich selbst praktizieren, etwa einem alltäglichen Opportunismus, resultierten Auschwitz und Coventry, aber auch Dresden und Hiroshima? Antworten darauf wä-

ren wichtig, damit Ähnliches in Zukunft vermieden werden kann.

Historisches Vergleichen *allein* verhilft allerdings noch nicht zu der Einsicht, ob und in welchem Maße Handlungsweisen überhaupt *veränderbar* sind. Die Unsicherheit hierüber vermag erst ein *interkultureller* Vergleich zu beseitigen.

Historisches Vergleichen *allein* verhilft allerdings noch nicht zu der Einsicht, ob und in welchem Maße Handlungsweisen überhaupt *veränderbar* sind. Die Unsicherheit hierüber vermag erst ein *interkultureller* Vergleich

zu beseitigen. Es ist kein Zufall, dass ich bei der Erwähnung autoritärer Überreste in der journalistischen Kultur Deutschlands auch in die angelsächsischen Länder geschaut habe, um zu zeigen, dass es sich bei diesen Erbschaften *nicht* um unüberwindliche Naturgegebenheiten handelt. Bloß genetisches Erzählen verschafft keine Klarheit darüber, mit welchen Erfolgchancen man auf einen Wandel problematischer Traditionen, aber auch auf Bewahren und Restaurieren bewährter Relikte der Vergangenheit setzen kann.

Exemplarischer bzw. analogischer Geschichtsjournalismus

Auf der Suche nach *Exemplarischem* in der Vergangenheit, nach *Analogien* zur Gegenwart, kommen für einen Journalismus, der sich an die Wahrheit hält, *nicht nur Höhepunkte* infrage, sondern auch, im Sinne des Lernens aus Geschichte sogar mehr noch, Katastrophen und Tiefen.

Maßstäbe, an denen Höhen und Tiefen sich ablesen lassen, können heute nicht mehr die ethnozentrischen Maßstäbe der Epoche des Nationalismus (und des Eisenbahnbaus) sein. In London erinnert die „Waterloo Station“ noch immer an den endgültigen Sieg Wellingtons über Napoleon, während wir in Paris den Zug auf der „Gare

d'Austerlitz“ besteigen, die nach Napoleons größtem Triumph benannt ist⁸.

Analogischer Geschichtsjournalismus bedeutet *nicht Gleichsetzung*, sondern Orientierung durch *Vergleichen* auf der Zeitachse. Dabei kommen, anders als beim genetischen Erzählen, auch Vergleiche über sehr große Zeiträume hinweg in Betracht, bei denen Ähnlichkeiten auf die *conditio humana* schließen lassen.

Um an die NS-Vergangenheit zu erinnern, eignet sich der analogische Typ am wenigsten, er mag sogar zu einem Missverstehen der Gegenwart führen. Wenn Teile der Studentenbewegung von 1968 im analogischen Deutungsmodus von der „faschistoiden“ Bundesrepublik sprachen, weil der Faschismus angeblich ein notwendiges Endstadium des Kapitalismus sei und die Bundesrepublik zweifellos von Anfang an eine kapitalistische Gesellschaft („soziale Marktwirtschaft“) gewesen ist, war das offensichtlich eine falsche Sinngebung für die damalige Gegenwart.

Die Ablehnung analogischer Erinnerung an den Nationalsozialismus geht im heutigen Deutschland so weit, dass Politiker, denen in aktuellen Auseinandersetzungen NS-Vergleiche unterlaufen, so starkem öffentlichen Druck ausgesetzt werden, dass sie zurücktreten (müssen).⁹ Manche interpretieren dieses Phänomen als einen Abwehrmechanismus, mit dem sich die Deutschen den verständlichen Wunsch erfüllen, nichts mehr mit dem Nationalsozialismus zu tun haben zu müssen. An dieser Deutung mag Richtiges sein, aber sie übersieht, dass es in Deutschland (und Österreich) durchaus möglich ist, sich in kritischer – und mittlerweile auch genetischer – Weise öffentlich mit der NS-Vergangenheit zu befassen. Nur Äußerungen im analogischen Modus sind in der offiziellen politischen Sphäre tabu.

Mir scheint ein Verzicht auf NS-Analogien in Wahlkämpfen sinnvoll, weil eine auch nur partielle Gleichsetzung von Gegenwart mit diesem furchtbaren Zivilisationsbruch der Vergangenheit *nolens volens* zur moralischen und emotionalen Überfrachtung von Debatten führt, die ein präzises Argumentieren erfordern. Das heißt aber nicht, dass der analogische Erzähltyp für irgendei-

nen historischen Gegenstand, beispielsweise eine Epoche, gänzlich ausgeschlossen ist.

Ganz ohne analogische Komponenten kann auch Geschichtsjournalismus zur NS-Vergangenheit, der Orientierung anbieten will, nicht auskommen. Denn diese Komponenten lassen den Leser oder die Hörerin erkennen, was in ihm oder ihr selbst sowie anderen Menschen schlummert und gezähmt werden muss. Der exemplarische Aspekt des Berichtens über Auschwitz ist eine Botschaft, welche auf eine potentielle Zukunft orientiert, die es zu *vermeiden* gilt. Sie vergisst nicht, dass es geschehen ist und deshalb wieder geschehen kann.

Sind Interpretationen im Geschichtsjournalismus zulässig?

Gerade Geschichtsjournalismus hat die Möglichkeit, ohne aufdringliche Deutungen, allein durch das Vermitteln historischer Informationen, zum Verstehen der komplexen Gegenwart beizutragen. Die drei Varianten eines auf Gegenwart bezogenen Umgangs mit Vergangenheit, die nicht zufällig mit leichten Variationen immer wieder in Theorien des historischen Erzählens auftauchen, sind offenbar *archetypische* Formen der Sinnbildung, die Rezipienten unbewusst von selbst praktizieren, wenn sie genügend historisches Faktenwissen zur Verfügung haben. Das spricht dafür, sich im Geschichtsjournalismus mit eigenen Interpretationen historischer Stoffe möglichst zurückzuhalten.

In dem einschränkenden „möglichst“ steckt freilich auch ein Gegenargument. Vollständige Berichterstattung ist bekanntlich nicht möglich. Jeder Zusammenstellung (historischer) Fakten liegt eine *Selektion* aus der Gesamtheit des Erkenn- und Kommunizierbaren zugrunde, die nach subjektiven Kriterien erfolgt ist und auch dann interpretative Komponenten enthält, wenn diese nicht als Thesen benannt werden.

Mit anderen Worten: Interpretationen sind *unvermeidlich*, auch im Geschichtsjournalismus. Jahrzehntlang sind z. B., weil anderes nicht erforscht und bekannt war, überwiegend - durchaus zutreffende - Tatsachen über ehrenhafte Aktivitäten der deutschen Wehrmacht im Zweiten

⁸ Bir Hakim, Marengo, Austerlitz, Jena – bei den Stationen der Pariser Metro wimmelt es von französischen Siegen, eine Niederlage ist nicht dabei.

⁹ Aus diesem Grund trat z.B. 2002 die deutsche Justizministerin Herta Däubler-Gmelin zurück.

Weltkrieg verbreitet worden. Ihrer Auswahl lag die exkulpierende Vorstellung zugrunde, dass die meisten Deutschen nicht an den Verbrechen des NS-Regimes beteiligt oder darüber informiert gewesen seien. Man habe zwischen der SS einerseits und der im Großen und Ganzen „sauber“ gebliebenen Mehrheit der Soldaten andererseits zu unterscheiden.

Mit dieser Abwehrreaktion nimmt es erst ein Ende, seitdem die von der Reemtsma-Stiftung zusammengestellte Ausstellung über Verbrechen der Wehrmacht (vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung, 2002) die Runde macht, seitdem also *andere*, ebenfalls zutreffende Fakten bekannt werden, die *andere* Interpretation zur Beteiligung normaler Deutscher an den Verbrechen (vgl. Browning, 1993; Goldhagen, 1996) nahelegen (Meier 2010, S. 73). Ich führe das Beispiel nicht an, um die Erinnerungsarbeit an der NS-Vergangenheit infrage zu stellen, sondern um die erkenntnistheoretische Einsicht zu verdeutlichen, dass Faktenvermittlung ohne Interpretation nicht möglich ist.

Sollten Geschichtsjournalisten ihre unvermeidlichen Interpretationen dann nicht besser vor dem Publikum offenlegen? Das machte es immerhin möglich, nach alternativen interpretativen Prämissen zu suchen und so den Prozess der *Vervollständigung* des Faktenwissens in Gang zu halten. Allerdings dürften solche Interpretationen keine Objektivitätsansprüche erheben, sondern sollten sich als das geben, was sie sind: *subjektive Deutungen* von Faktensammlungen, die – dem hermeneutischen Zirkel kann auch der Geschichtsjournalismus nicht entkommen – den Faktensammlungen teilweise auch schon zugrundegelegen haben.

Das Argument, der Journalismus dürfe dem Publikum beim eigenen Verstehen der komplexen Gegenwart nicht vorgreifen, ist ebenso plausibel wie die Forderung, subjektive Deutungen, die in jeder Faktenauswahl stecken, dürften vor einem mündigen Publikum nicht kaschiert werden. Vielleicht hilft eine dritte Überlegung weiter, die die Aufmerksamkeit auf ein *praktisches* Problem von geschichtsjournalistischer Arbeit lenkt: näm-

lich, wie man als Journalist, der dem Publikum durch historische Berichte Orientierungshilfen anbieten will, zu einem *Thema* kommt.

Es liegt zunächst auf der Hand, dass die geschichtsjournalistische Themensuche von der *Gegenwart* aus erfolgen sollte, indem sie danach Ausschau hält, welche Vergangenheiten mit ihr in Verbindung gebracht werden können, um das Aktualitätsgebot („Was ist heute wichtig?“) zu erfüllen. Im routinierten Alltag geschieht das oft, indem sich Redaktionen bei der Vergabe von Aufträgen oder Autoren beim Anbieten von Beiträgen an *Gedenktagen* orientieren:

Am 27. Januar wird über Auschwitz berichtet, am 20. Juli über das Stauffenberg-Attentat, am 9. November über die „Reichskristallnacht“ usw. (vgl. Conboy, 2007; Pöttker, 1997). Dieser Gedenktage-Agenda haftet eine Künstlichkeit an, die allenfalls dort zum Verstehen der Gegenwart beiträgt, wo diese vom Journalismus selbst hervorgerufen wird, was in der Mediengesellschaft nicht selten der Fall ist.

Dieser Gedenktage-Agenda haftet eine Künstlichkeit an, die allenfalls dort zum Verstehen der Gegenwart beiträgt, wo diese vom Journalismus selbst hervorgerufen wird, was in der Mediengesellschaft nicht selten der Fall ist.

Stattdessen könnte die Themenwahl aber auch mit Überlegungen beginnen, welche gegenwärtigen Vorgänge außerhalb des Mediengeschehens mit Vergangenheiten

korrespondieren, deren Kenntnis zum Verstehen dieser Vorgänge beitragen kann, und welcher der drei Modi des historischen Erzählens im konkreten Fall am besten zu solcher Entsprechung passt. Dann folgte man nicht jedes Jahr wieder dem Ritual, am 27. Januar oder am 9. November die Verbrechen des NS-Regimes zu beklagen, sondern man berichtete gründlich und umfassend über das nationalsozialistische Vernichtungssystem, wenn das Parlament über einen Entschädigungsfonds für überlebende Zwangsarbeiter diskutiert (siehe <http://www.stiftung-evz.de/>), wobei sich die genetische Perspektive, die die Gegenwart als Folge der Vergangenheit betrachtet und daraus Verantwortung ableitet, fast von selbst ergäbe.

Auf solche Weise nicht nur Themen zu finden, sondern die Gründe der Themenwahl auch selbst zu Gegenständen des Berichtens zu machen, ist ein Maß an eigener Interpretation, das Geschichtsjournalisten sich zutrauen sollten.

Bibliographie:

- Bespalova, A., Kornilov, E., & Pöttker, H. (Hrsg.) (2010). *Journalistische Genres in Deutschland und Russland*. Handbuch. Köln.
- Bonfadelli, H., Jarren, O., & Siegert, G. (Hrsg.) (2005). *Einführung in die Publizistikwissenschaft*. Bern. S. 308.
- Breisach, E. (2003). *On the Future of History*. The postmodernist challenge and its aftermath. Chicago, London.
- Browning, C. R. (1993). *Ganz normale Männer*. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die "Endlösung" in Polen. Reinbek b. Hamburg.
- Conboy, M. (2007). A Tale of two Battles: History in the Popular Press. In: *Media History*, 13 (2/3), 2007, S. 257-272.
- Goldhagen, D. J. (1996). *Hitlers willige Vollstrecker*. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin.
- Habermas, J. (1948). Erkenntnis und Interesse. In: Habermas, J. *Technik und Wissenschaft als „Ideologie“*. Frankfurt a. M., S.146-168.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.) (2002). *Verbrechen der Wehrmacht*. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944. Ausstellungskatalog. 2., stark veränderte Auflage. Hamburg.
- Høyer, S., & Pöttker, H. (Hrsg.) (2005). *Diffusion of the News Paradigm 1850-2000*. Göteborg.
- Laschet, A., & Malangré, H. (1989). *Philipp Jenninger: Rede und Reaktion*. Aachen, Koblenz.
- Meier, C. (2010). *Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns*. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit. München.
- Nietzsche, F. (1874): *Unzeitgemässe Betrachtungen*. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. Leipzig.
- Pöttker, H. (1989). Mut zur Nüchternheit. Was Philipp Jenninger am 10. November 1988 wirklich gesagt hat - und warum er gehen musste. In: *medium*, 19(3), S. 27-32.
- Pöttker, H. (2010). Der Beruf zur Öffentlichkeit. Über Aufgabe, Grundsätze und Perspektiven des Journalismus in der Mediengesellschaft aus der Sicht praktischer Vernunft. In: *Publizistik*, 55(2). S. 107-128.
- Rüsen, J. (1990). *Zeit und Sinn*. Strategien historischen Denkens. Frankfurt a. M. S. 153-230.
- Stephens, M. (2010). The Case for Wisdom Journalism – and for Journalists Surrendering the Pursuit of News. In: *Daedalus*, Spring 2010, Vol. 139, No. 2, Pages 76-88.
- Pöttker, H.. Aktualität und Vergangenheit. Zur Qualität von Geschichtsjournalismus. In: Bentele, G., & Haller, M. (Hrsg.) (1997). *Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit*. Akteure – Strukturen – Veränderungen. Konstanz. S. 335-346.
- Weischenberg, S. (2010): Das Jahrhundert des Journalismus ist vorbei. Rekonstruktionen und Prognosen zur Formation gesellschaftlicher Selbstbeobachtung. In: Bartelt-Kircher, G. u.a.: *Krise der Printmedien: Eine Krise des Journalismus?* Berlin, New York. S. 32-61.

Horst PÖTTKER (1944)

Prof. Dr. phil.-hist.; Sozial- und Kulturwissenschaftler, Redakteur; seit 1995 Professor für Theorie und Praxis des Journalismus an der (seit 1. 11. 2007 Technischen) Universität Dortmund, dort seit 2008 Dekan der Fakultät Kulturwissenschaften; Gastprofessuren und Forschungsaufenthalte an den Universitäten Leipzig, Iowa, Rostov am Don und Wien; (Mit-) Herausgeber der Schriftenreihen „Journalismus International“ und „Öffentlichkeit und Geschichte“ sowie der Online-Zeitschrift „r:k:m“ im Herbert von Halem-Verlag, Köln; Arbeitsschwerpunkte: Theorie und Geschichte des Journalismus, Berufsethik, journalistische Genres, Methoden der Sozialrecherche, Medien und Migration.

Reden über den „Anschluss“

ZeitzeugInnen berichten von ihren Erinnerungen, sowie von der Bedeutung medialer Vermittlung während Austrofaschismus und Nationalsozialismus

Wolfgang Duchkowitsch & Erich Vogl
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,
Universität Wien

Abstract

„Geschichte von unten“ – diesem Motto folgt der vorliegende Beitrag über ZeitzeugInnen-Berichte aus der Zeit des Austrofaschismus und dem Nationalsozialismus. Der Beitrag fasst die Erkenntnisse einer umfangreichen Studie zusammen, die von der Stadt Wien gefördert und am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien durchgeführt wurde. Das Projekt beinhaltete in einem ersten Schritt mehr als 100 lebensgeschichtliche Interviews, die Geburtsjahrgänge der Befragten bewegten sich durchschnittlich zwischen 1920 und 1926, zu Wort kamen TäterInnen, Opfer, MitläuferInnen aus allen Bundesländern. In den qualitativen Interviews auf Basis eines Leitfadens sprachen die ZeitzeugInnen über die Bedeutung von Medien, über Austrofaschismus, „Anschluss“, Antisemitismus, Hitler, NS-Diktatur, über österreichische Identität und den Opfermythos. Eine Untersuchung mit bemerkenswerten Ergebnissen, wobei freilich methodische Problemzonen in die Überlegungen miteinbezogen wurden.

„Geschichten, welche im Geschichtsbuch fehlen, sind immer die, um die sich alles dreht.“

Erich Kästner

Das von der Stadt Wien geförderte und von Wolfgang Duchkowitsch, Kommunikationshistoriker an der Universität Wien, geleitete Projekt „Anschluss“-Diskurse, aus dem der Vortrag im Rahmen der Tagung „Gedächtnis-Verlust?“ und schließlich dieser Beitrag hervorgingen, sah in der Planung drei Erkenntnisperspektiven vor:

- Die geistige Wegbereitung des Nationalsozialismus und die Brückenbauerfunktion von österreichischen Medien der Ersten Republik.
- Den erinnerungspolitischen Diskurs der Zweiten Republik, mithin auch die Tradierung und Überformung des Opfermythos.
- Die Perspektive der ZeitzeugInnen: Unter dem Titel „Reden über den ‚Anschluss‘“ sollten lebensgeschichtliche Interviews Aufschluss darüber geben, wie der Nationalsozialismus nach Österreich und in die Köpfe der Menschen gelangte.

Die Betonung der Oral-History-Ebene erfolgte aus Gründen, die in der Auswertung dieses Teilprojekts deutlich gemacht werden: Es handelt sich bei jenen Personen, die heute noch zur „Wegbereitung“ des Nationalsozialismus, zum „Anschluss“ und den damit verbundenen Hoffnungen, Sorgen und Ängsten befragt werden können, bereits um die Alterskohorte der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zur Zeit des „Anschlusses“. Aus erkenntnistheoretischen Gründen haben wir es also mit den „letzten“ ZeugInnen zu tun, die ihr Erleben und ihre Erinnerung in lebensgeschichtlichen Interviews darstellen können.

Jener Aspekt ist es auch, der hier thematisiert werden soll. Die Darstellung von Teilergebnissen des Projekts in der Tageszeitung KURIER, die Zusammenarbeit mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien und dem Verein GEDENKDIENTST sowie die Unterstützung der Stadt Wien, zeigten, dass dieses

Forschungsvorhaben von großer Relevanz für den (Erinnerungs-)Diskurs war und ist.

Bis 2010 waren rund 150 ZeitzeugInnen-Gespräche dokumentiert und ausgewertet – sie waren unter der Obhut und methodischer Anleitung von Bernd Semrad vom Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien durch Studierende geführt worden. Die Sicherung möglichst vieler – oft erstmals erzählter, oft erschütternder und jedenfalls erkenntnisreicher – Lebensgeschichten entspricht dem Paradigma der „Geschichte von unten“, nicht die herausragenden Persönlichkeiten, nicht nur „Opfer“ und „Täter“, sondern einen möglichst repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung abzubilden.

„Die letzten ZeugInnen“

Die Wegbereitung zum „Anschluss“ aus der Perspektive von ZeitzeugInnen

Das Teilprojekt „Reden über den ‚Anschluss‘“ hatte zum Ziel, mittels lebensgeschichtlicher Interviews Fragen zur (medialen) Wegbereitung des Nationalsozialismus, zu Fragen der Identität und des kognitiven Wissens zum Nationalsozialismus nachzugehen. Diesem Projekt liegt der besondere Impetus zugrunde, die „letzten ZeugInnen“ des Nationalsozialismus zu befragen. Dies nicht zuletzt, weil ZeitzeugInnen des Nationalsozialismus eine besondere Kategorie an Personen darstellen, die aus generationengeschichtlicher Perspektive besonders wertvoll erscheinen: Der familiengeschichtliche Konnex zur NS-Zeit wird ständig geringer – im Gegenzug erscheint es umso dringlicher, die Stimmen dieser „Generation“ an ZeitzeugInnen zu sichern und der Nachwelt zur Verfügung zu stellen. Schon die demografischen Daten der Befragten zeigen, dass sich der allergrößte Teil der für dieses Forschungsvorhaben befragten Personen zur Zeit des Nationalsozialismus im Kinder-, Jugendlichen- und jungen Erwachsenenalter befand.

In diesem Oral History-Projekt wurde versucht, die Geschichte des „Anschlusses“ aus der Sicht von ZeitzeugInnen zu rekonstruieren. Dabei interessierten inhaltliche Aspekte zu „Anschluss“, Nationalsozialismus und Identität ebenso wie formale Aspekte lebensgeschichtlicher Interviews. Erkenntnisleitend dazu war u.a. die Studie „Österreichisches Gedächtnis“ (vgl. Ziegler

& Kannonier-Finster, 1993), die im Gefolge des „Bedenkjahres“ 1988 Fragen nach „Erinnern und Vergessen“ der nationalsozialistischen Vergangenheit stellte. Dabei soll „Geschichte von unten“ (Ehalt, 1984) dazu beitragen, den Weg Österreichs in den Nationalsozialismus anhand von lebensgeschichtlichen Interviews zu rekonstruieren, mithin individuelles Gedächtnis anschlussfähig zu machen für kollektives Gedächtnis (vgl. Niethammer, 1985). Insbesondere wird untersucht, über welche Kanäle und „Medien“ der „Anschluss“-Gedanke, der Nationalsozialismus und Antisemitismus kommuniziert und verbreitet wurden.

Methodische Herangehensweise und Forschungsdesign

Der zentrale Gegenstand der Oral History ist die subjektive Erfahrung einzelner Personen, welche mittels Erinnerungsinterviews abgefragt wird. Die Schwierigkeit dieser Methode liegt darin, dass die aktuelle Erinnerung an ein vergangenes Ereignis immer auch von den Erlebnissen der Zwischenzeit geprägt wird und es demnach eine Differenz zwischen dem Zeitpunkt der Erinnerung und dem Zeitpunkt des Erinnerten gibt. Dabei ergaben sich natürlich auch Überlappungsbereiche mit anderen methodologischen Aspekten, etwa mit dem narrativen Interview als eine weniger standardisierte Form des qualitativ orientierten Interviews. Die Grundidee dahinter besagt, dass es

subjektive Bedeutungsstrukturen [gibt], die sich im freien Erzählen über bestimmte Ereignisse herauschälen, sich einem systematischen Abfragen aber verschließen würden. (Mayring, 2002, S. 72)

Die Auswertung der Gespräche erfolgte anhand der vollständigen Transkription des Gesprächs. Inhaltliche Aussagen und formale Aspekte wurden den Haupt- und Einzelkategorien zugeordnet und zur besseren Veranschaulichung zentrale Aussagen und ausschnittshafte Passagen aus den Gesprächen paraphrasiert.

Soziodemografische Aspekte

Es wurde versucht, mittels Zufallsstichprobe, die einen – möglichst repräsentativen – Querschnitt der Bevölkerung abdeckt, die gesamte Breite an Erinnerungen, Einstellungen und Lebensverläufen abzudecken.

Eine erste Auswertung betraf 100 Befragungen: Personen der Geburtsjahrgänge 1910 bis 1918 sind jeweils ein- bis zweimal in der Stichprobe enthalten, stellen gegenüber der Alterskohorte der 1919 bis 1927 Geborenen die Minderheit dar.

Die Geschlechterverteilung ist mit jeweils 51 Frauen und 49 Männern beinahe ausgewogen, ebenso was das Lebensumfeld betrifft. Dabei wurden Wien und die Landeshauptstädte als „urban“ eingestuft, der Rest der Herkunftsorte unter „ländlich“ subsumiert. Bis auf sechs GesprächspartnerInnen aus Linz bzw. Graz lebten im betreffenden Zeitraum alle ZeitzeugInnen im urbanen Umfeld in Wien (44) – die weiteren 50 GesprächspartnerInnen stammen aus ländlichen Regionen aller österreichischer Bundesländer – Niederösterreich (17), Oberösterreich (14), Steiermark (7), Kärnten (4), Vorarlberg (3), Salzburg und Burgenland (je 2) sowie Tirol (1). Bei 15 Befragten (also einem Sechstel) handelt es sich um Großmutter bzw. Großvater der Interviewerin/ des Interviewers, in weiteren zehn Fällen besteht ein anderes verwandtschaftliches Verhältnis. Eine systematische Verzerrung aufgrund der Gesprächssituation, etwaiger Vorkenntnis oder auch familiärer Tabus kann somit weitgehend ausgeschlossen werden.

Der „Anschluss“ aus der Sicht der ZeitzeugInnen: Motive und Erklärungen

„Wir wollten einfach nur überleben.“ Dieser Satz einer Zeitzeugin stellt eine Kernaussage dar, die den Erkenntnissen der inhaltsanalytischen Auswertung der qualitativen Interviews entspringt. Ein anderer Zeitzeuge, Oskar Rosenstrauch, ein Kommunist und Jude, fasste die Gründe für die Begeisterung für das Aufgehen Österreichs in einem Großdeutschland mit einem Satz von Brecht zusammen: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“

Tatsächlich orteten beinahe alle Befragten – ob nun AnhängerInnen, GegnerInnen oder MitläuferInnen – die Gründe für den „Anschluss“ in der Armut, in der wirtschaftlichen Not der Ersten Republik. Die Hoffnung auf Besserung habe die Menschen in die Arme der Verführer getrieben. Oft hätten Bekannte aus Deutschland bzw. aus Deutschland heimgekehrte ArbeiterInnen von

nahezu paradiesischen Zuständen im nördlichen Nachbarland berichtet. „Der Ständestaat war ja auch eine Diktatur“, formulierte ein Zeitzeuge, „da fiel der Gang in die nächste nicht so schwer.“ Manche verwiesen allerdings auch auf die seit dem Ende des Ersten Weltkrieges vorhandenen politischen Tendenzen Richtung Deutschland. Österreich sei Träger deutscher Kultur hieß es, Österreich sei alleine nicht lebensfähig. Zudem hätten die Politiker aller Couleurs von Beginn der Ersten Republik an den Wunsch nach einem Aufgehen Österreichs in einem Großdeutschen Reich geäußert – mehrere ZeugInnen erwähnten diesbezüglich den Namen Karl Renner, aber auch die Kirche, namentlich Kardinal Innitzer, habe sich zunächst positiv den Entwicklungen, die in den „Anschluss“ mündeten, gezeigt.

81 von 90 Befragten, die sich zu diesem Thema äußerten, sprachen rund 70 Jahre danach jedenfalls von allgemeiner Begeisterung in der Bevölke-

„Wir wollten einfach nur überleben.“ Dieser Satz einer Zeitzeugin stellt eine Kernaussage dar, die den Erkenntnissen der inhaltsanalytischen Auswertung der qualitativen Interviews entspringt.

rung für den „Anschluss“. Als persönlich angetan deklarierten sich 50 Personen, 22 wollten dem „Anschluss“ neutral gegenübergestanden sein, 17 behaupteten, Skepsis bzw. Ablehnung bei der Annexion verspürt zu haben. Die Daten werden unterteilt von Schilderungen: Mädchen, die die deut-

schsen Soldaten umarmten und mit Blumen und Küssen bedachten, Freudentränen auf dem Heldeplatz, das Ende der Knechtschaft, Freudenkundgebungen überall.

Manche Interviewte nannten auch Prozentzahlen, die ihrer Meinung nach die Verhältnisse über das Ausmaß der BefürworterInnen ausdrückten – die Angaben reichten von mehr als 50 Prozent bis zu 90 Prozent. Jedenfalls gab es keine Aussage, die sich unter 50 Prozent bewegte.

Gleiches trifft für die Phase unmittelbar nach dem „Anschluss“ zu. Während einige die einkehrende Ordnung und Organisation durch die Nationalsozialisten begrüßten, zeigten sich andere erschreckt von Denunziantentum, Gleichschaltung, von der Angst, etwas Falsches zu tun, von der offenbar überall präsenten Angst vor Bespitzelung, vor der Gestapo, vor dem Konzentrationslager.

Der Opferrolle Österreichs können die wenigsten Befragten etwas abgewinnen. Stets wird betont, dass sich unter den Tätern auch zahlreiche Österreicher befanden, dass die meisten den „Anschluss“ herbeigesehnt hätten und dass bei der Annexion selbst kein Widerstand geleistet wurde, wobei immer wieder Schuschnigg zitiert wurde, man möge kein deutsches Blut vergießen. „Österreich kann kein Opfer gewesen sein, denn die Leute waren reif, dass sie selber entscheiden konnten“, befand eine Zeitzeugin, eine andere bezeichnete die Opferthese als eine große Lüge, ein anderer meinte, mit der Opferthese habe Österreich 40 Jahre lang gut leben können.

Antisemitismus und Konzentrationslager

Ein Großteil der Befragten stellte sich dem heiklen Thema Antisemitismus – die überwiegende Mehrheit davon, gut 80 Prozent, erzählte, von Antisemitismus bzw. von Konzentrationslagern gewusst zu haben (die Namen Dachau und Mauthausen wurden vornehmlich genannt, selten, doch vereinzelt auch Auschwitz), doch nur ganz wenige Personen gaben an, von Judenvernichtungen mitbekommen zu haben. Kernaussagen: „Erst nach dem Krieg haben wir Kenntnis erlangt von den Gräueltaten“, und „man dachte, es handelte sich bei Konzentrationslagern um Arbeits- bzw. Umerziehungslager, wie man sie aus dem Ständestaat kannte.“ Von Misshandlungen hingegen – vor allem im Zuge der „Reichskristallnacht“ – konnten viele Zeitzeugen berichten (vor allem Gehsteige putzende Juden wurden genannt), einige hatten auch markante Ereignisse von schweren Misshandlungen in bester Erinnerung behalten. Bemerkenswert ist auch die – zurückzuführen auch auf die Durchschnittsjahrgänge der Befragten von 1920 bis 1926 – häufige Nennung von jüdischen Kindern, die plötzlich nicht mehr in der Schule auftauchten.

Rund ein Zehntel aller Interviewten zeigte Verständnis für den Antisemitismus bzw. bezog offene Stellung gegen Jüdinnen und Juden („Die richtigen Juden habe ich nicht gemocht“; „Wir haben das [Judenhetze, Anm.], ein bisschen verstanden, weil wir doch sehr verjudet waren“), knapp ein Drittel stand dem Antisemitismus neutral gegen-

über bzw. hatte dazu aus persönlicher Erfahrung nichts zu erzählen, dezidiert dagegen sprachen sich ein gutes Drittel der ZeitzeugInnen aus.

Häufig jedoch tauchte „der Jude“ in den Erzählungen als ein in der Bevölkerung verankertes Feindbild auf, das bereits lange vor Hitler präsent war. Jüdinnen und Juden seien für Krankheiten und Missernten verantwortlich gemacht worden, die Nationalsozialisten hätten sich dieser Klischees bedient. Als die am meist gebrauchten Stereotype entpuppten sich die „Wucherzinsen“ die „die Juden“ von den armen Leuten verlangten, die „Wucherjuden“, „Das Geldmachen, das ist in den Juden drin“.

Abschied von Österreich

Neben den aufstrebenden illegalen Nationalsozialisten und der Armut (zahlreiche Berichte von bettelnden Menschen und großer Verzweiflung über die Arbeitslosigkeit) und den politisch unruhigen Zeiten blieben den Befragten vor allem drei spezielle Ereignisse in Erinnerung: Erstens der Bürgerkrieg von 1934; zweitens die Ermordung von Kanzler Dollfuß im selben Jahr; drittens die

Häufig jedoch tauchte „der Jude“ in den Erzählungen als ein in der Bevölkerung verankertes Feindbild auf, das bereits lange vor Hitler präsent war.

Abschiedsrede von Kanzler Schuschnigg - mehr als ein Sechstel berichtete von persönlichen Erinnerungen an die Abschiedsworte Schuschniggs „Gott schütze Österreich“.

Bei der Identitätsfrage ergab sich ein interessantes Ergebnis – etwas mehr als 30 Prozent betonten, sich zur Zeit des Dritten Reiches als Deutsche gefühlt zu haben (zwei Personen betrachteten sich auch im Jahr 2008 als solche), weitere 30 Prozent als Österreicher, der Rest konnte bzw. wollte kein klares Urteil fällen und wurde also in die Kategorie „neutral“ eingeordnet. Bei den Argumenten für das „Deutschtum“ fanden sich vornehmlich Ausführungen wie „Österreich als Träger der deutschen Kultur“, damals seien eben alle Deutsche gewesen, zu Deutschland zu gehören habe nicht gestört oder „Sehnsucht der Österreicher nach einem geeinten Deutschland.“

Geistige Wegbereitung, Medienkonsum, Teilhabe an Öffentlichkeit

Erwartungsgemäß schwierig gestaltete sich die Beantwortung der Fragen nach der medialen Wegbereitung des Nationalsozialismus und die

retrospektive Betrachtung des eigenen Medienkonsums sowie die Rekonstruktion kommunikativer Strukturen. Dennoch lassen sich aus den 100 Gesprächen entscheidende Faktoren herausfiltern, die bei der weiteren Betrachtung aus lebensgeschichtlicher Perspektive mit bedacht werden müssen.

So hängt die Ausdifferenzierung der Kategorien von Erinnerungsleistung der ZeitzeugInnen ebenso ab wie von unbewussten oder bewussten Vorgängen selektiver Erinnerung (Verdrängen, Verschweigen) sowie von der kognitiven Ebene der Hauptkategorie. Es zeigte sich in den Erinnerungsinterviews deutlich, dass die Ebene der medialen Erfahrung weniger detailliert erinnert werden kann als das globale Erleben von Propaganda, Repression und Angstvermittlung. Ebenso können für die Realität gesellschaftlicher Kommunikation deutliche Anzeichen für einen hierarchisierten Kommunikationsfluss ausgemacht werden.

Dies liegt zum einen an der generationellen Lagerung der ZeitzeugInnen (jugendliches Alter, schulische Erfahrung bzw. Sozialisation in den NS-Jugendorganisationen), zum anderen an der Qualität des Erlebens – interpersonale Kommunikation wird stärker erinnert als medial vermittelte Kommunikation, zumal der Zugang zu Medienprodukten (insbesondere Tageszeitungen) sehr eingeschränkt war – und sich hier vor allem auf urbane Milieus konzentrierte. Für ländliche Bereiche hingegen zeigen sich noch deutlichere patriarchale und katholisch geprägte Strukturen, die eine noch stärkere Geschlechtersegregation und Kommunikationshierarchie aufweisen.

Hier zeigen sich Nutzungsmuster, die wie für die nationalsozialistische Propaganda geschaffen schienen: exklusive WochenzeitungsleserInnen, eine starke illegale NS-Bewegung und in den meisten Haushalten noch nicht einmal Radioempfangsgeräte. Die Zeitung spielte in den Erinnerungen der Befragten, vor allem jener aus ländlichen Gebieten, eine eher untergeordnete Rolle – es gab jedoch zahlreiche Berichte von ZeitzeugInnen über den Zeitungskonsum der Eltern, vor allem im urbanen Bereich.

Radio als neues Medium übte hingegen überproportionale Faszination auf den Großteil der Befragten aus: Die erste Konfrontation datiert auf deren Jugendjahre, die Aneignung eines neuen Mediums in formaler und inhaltlicher Art wurde dadurch befördert. Die häufige Erwäh-

nung des Radios ist dadurch weitgehend erklärbar, allerdings darf die häufige Erwähnung der „Schuschnigg-Rede“ („Gott schütze Österreich“) am Vorabend des „Anschlusses“ nicht überbewertet werden. Eher rekurriert diese Erinnerung auf nachträglich „Gelerntes“ denn auf Primärerfahrung am 11. März 1938.

Fazit aus der Perspektive der Erinnerungskultur

ZeitzeugInnen können weder für die Geschichtswissenschaft noch andere Disziplinen weitere Quellen völlig ersetzen. Dennoch: ZeitzeugInnen und vermittels Oral History gewonnene Quellen stellen sehr wohl eine wichtige Quelle für Geschichts- wie Kommunikationswissenschaft dar. So sind typische Verhaltens- und Argumentationsmuster herauszulesen – ohne sie einer Quantifizierung zuführen zu wollen. Diese würde den Wert solcher qualitativ orientierter Studien bloß verstellen und methodische Defizite überbetonen – die bei einer hermeneutischen Herangehensweise weitgehend negierbar sind.

Fazit aus kommunikationshistorischer Sicht

Die im Rahmen der Untersuchung befragten ZeitzeugInnen waren zurzeit des „Anschlusses“ zum überwiegenden Teil im Kindes- bzw. Jugendalter. Schon allein daraus ergeben sich methodologische Einschränkungen, die die Grenzen der Oral history nicht aufweichen, gleichwohl erklärbar machen. Einschränkend muss ebenso hinzugefügt werden, dass per Oral history Faktoren der Mediennutzung, mithin der Rezeptionsforschung nicht hinlänglich geklärt werden können. In diesem Fall stimmt es, dass sich die Quellen ausdünnen, je weiter deren Wurzel zurückliegt. Behmer weist darauf hin, dass Mediennutzung eine Form „flüchtigen Alltagshandelns“ darstellt, deren Rekonstruktion sehr bald auf unüberwindbare Grenzen stößt (vgl. Behmer, 2008).

Für den Fall des Nationalsozialismus wird dies insofern relativiert, als zumindest über Begleitumstände der Mediennutzung Auskunft gegeben werden konnte: Stichwort „Repressionsdrohung“, „Kommunikationsunfreiheit“, „Zensur“ etc. Die selektive Erinnerung der ZeitzeugInnen an deren Medienkonsum – zumal in deren Jugend- und Adoleszenzalter – kann daher auch nicht letztgült-

tig Aufschluss darüber geben, wie die o.g. Thesen aus dem Bestand der Kommunikationssoziologie und -wissenschaft interpretiert und geprüft werden können.

Im Blick auf die von Paul F. Lazarsfeld begründete These vom Opinion leader ergibt sich, dass Lazarsfeld zwar in einer demokratischen Umgebung forschte (US-Präsidentenwahlen), das Konzept eines hierarchischen Kommunikationsflusses jedoch zumindest in seinen Grundfesten auch auf vorliegenden Zusammenhang übertragen werden kann. Damit stoßen wir an eine weitere Grenze der Interpretation, die zumindest durch

die vergleichsweise häufige Nennung von „Kommunikationsbarrieren“ seitens der ZeitzeugInnen aufgeweicht werden kann. „Väter“ seien es gewesen, die über Politik diskutiert hätten, weibliche Gesprächspartner sprachen dementsprechend von „den Männern“, die darüber befunden hätten, was sie selbst in den meisten Fällen ohnehin nicht interessiert hätte. Patriarchale Gesellschaftsstrukturen, das jugendliche Al-

ter der meisten GesprächspartnerInnen und das totalitäre Kommunikationssystem machen den Vergleich schwierig, doch in weiteren Schritten und künftigen methodologischen Überlegungen (wenn auch nicht mehr für die NS-Zeit) sollte dies sehr wohl mitbedacht werden.

Fazit aus methodologischer Sicht

Die inhaltliche und formale Auswertung der ZeitzeugInnengespräche würde in Anlehnung an Ziegler et al. durch eine zweite Gesprächsrunde vereinfacht, da viele Fragen – die gegebenenfalls in der ersten Gesprächsrunde auftauchen, wie auch die oft widersprüchlichen Aussagen zu Judenverfolgung und Konzentrationslagern – dann geklärt werden könnten und als Analysegrundlage ein weitgehend bereinigtes Transkript vorliegt.

Andererseits kann auch auf Grundlage eines Gesprächs danach getrachtet werden, faktische Korrektheit herzustellen (wenn etwa historisch-politische Daten nicht korrekt erinnert oder wie-

dergegeben werden können oder faktische Mängel in der Erinnerung der Gesprächspartner bereinigt werden, die den inhaltlichen und formalen Wert keineswegs beeinflussen.) In vorliegender Untersuchung wurde aufgrund der Zahl der Gespräche und der zeitlichen Bemessung darauf weitgehend verzichtet, daher muss vorausgeschickt werden, dass die formale Auswertung in ihrer Tiefenschärfe noch nicht das Idealmaß erreicht hat. Das heißt die verwendeten Narrative, Argumentationslinien und die Terminologie können in ihrer Wechselwirkung mit Fragestellung, Gesprächsverlauf und anderen formalen Auffälligkeiten nicht letztgültig bewertet werden. Dennoch erlaubt es uns, zumin-

dest deutliche Hinweise auf Erinnerungs- und Erzählmuster auszumachen.

Es stellte sich dennoch ein deutlicher Zusammenhang von Milieu (politische, religiöse Sozialisation, Herkunft, Elternhaus) – Bildung – Alter – Geschlecht – und Medienkonsum (Einstellung, Bewertung inhaltlicher Faktoren) heraus, der bei der formalen Auswertung aller Gespräche – und der theoretischen

Verdichtung der Typologien zugrunde gelegt wird. Dies sind keineswegs letztgültige Urteile, sie entkräften aber auch keineswegs den Wert dessen, was die ZeitzeugInnen für die Wissenschaft und die Gesellschaft per se hinterlassen haben.

Ausgehend von einer noch größeren Anzahl an ZeitzeugInnengesprächen soll – soweit es die Grenzen der Interpretation nicht sprengt – vor allem den kommunikationshistorischen Aspekten des „Two-step-flow of communication“ (hierarchischen, nicht-egalitären Kommunikationsstrukturen), der „Schweigspirale“ (als Phänomen der Externalisierung von Verantwortung/Schuld), den formalen Aspekten von Verdrängung und Verschweigen im Gesprächsverlauf (bezogen v.a. auf widersprüchliche Aussagen zum Wissen um Konzentrationslager, systematischen Verfolgungen) sowie generationsspezifischen erinnerungspolitischen Implikationen um Opferthese und „Schlusstrich“-Forderung Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Patriarchale Gesellschaftsstrukturen, das jugendliche Alter der meisten GesprächspartnerInnen und das totalitäre Kommunikationssystem machen den Vergleich schwierig, doch in weiteren Schritten und künftigen methodologischen Überlegungen (wenn auch nicht mehr für die NS-Zeit) sollte dies sehr wohl mitbedacht werden.

An dieser Stelle gebietet es Pietät, darauf hinzuweisen, dass einige der letzten ZeugInnen mittlerweile für immer verstummt sind. Ihnen gebührt besonderer Dank. Ebenso wie den studentischen

Kolleginnen und Kollegen, die als Teil dieses Projekts ihren wichtigen Beitrag dazu geleistet haben, all jene Stimmen für unsere und künftige Generationen zu sichern.

Bibliographie:

- Behmer, M. (2008). Quellen selbst erstellen. Grundzüge, Anwendungsfelder und Probleme von Oral History in der medien- und kommunikationsgeschichtlichen Forschung. In: Arnold, K., Behmer, M. & Semrad, B. (Hrsg.). *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Berlin. S. 343-361.
- Duchkowitsch, W. (1990). Judenhetze als „literarischer Industriezweig“. Sebastian Brunner und Albert Wiesinger als Proponenten journalistischer Deformation im 19. Jahrhundert. In: *medien & zeit*. Wien. 5. H, 4. S. 3-9.
- Duchkowitsch, W. (1991). Das unfreie „Haus der Presse“. Zensur im „Ständestaat“. In: Weinzierl, E. & Ardel, R. G. (Hrsg.). *Zensur in Österreich 1780 bis 1989*. Wien. S. 69-83.
- Duchkowitsch, W. (2005). Umgang mit „Schädlingen“ und „schädlichen Auswüchsen“. Zur Auslöschung der freien Medienstruktur im „Ständestaat“. In: Talos, E. & Neugebauer, W. (Hg.). *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur. 1933 – 1938*. 5. völlig überarb. und erg. Aufl. Wien. S. 358-371.
- Eberle, J. (1947). *Erlebnisse und Bekenntnisse*. Ein Kapitel Lebenserinnerungen des früheren Herausgebers der Zeitschriften „Das neue Reich“ u. „Schönere Zukunft“. Stuttgart.
- Ehalt, H. C. (Hrsg.) (1984). *Geschichte von unten*. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags. Wien.
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. Aufl. Weinheim u.a.
- Niethammer, L. (Hrsg.) (1985). *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis*. Die Praxis der „Oral history“. Frankfurt am Main.
- Talos, E. (2005). Zeittafel 1929 – 1938. In: Talos, E. & Neugebauer, W. (Hrsg.). *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933 – 1938*. 5., völlig überarbeitete und ergänzte Auflage. Wien. S. 421-425.
- Uhl, H. (1991). Zur Rekonstruktion der Vergangenheit im Gedenkjahr 1938/88. Eine Analyse der österreichischen Medienberichterstattung zum „Anschluß“-Gedenken. In: *medien & zeit*. Wien. 6. H, 3. S. 33-40.
- Ziegler, M. & Kannonier-Finster, W. (1993). *Österreichisches Gedächtnis*. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Wien.

Wolfgang DUCHKOWITSCH (1942)

Univ.-Prof. am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Univ. Wien; Lehrtätigkeit seit 1979; Habilitation 1997; Hrsg. und Mithrsg. von 15 Büchern, zuletzt „Journalistische Persönlichkeit“ (2009); Mitgründer und Mithrsg. von *medien & zeit*; Mitherausgeber der Buchreihen „kommunikation.zeit.raum“ sowie „Journalismus und Öffentlichkeit“; rund 80 Buch- und Zeitschriftenbeiträge; Forschungsschwerpunkte: Medien- und Kommunikationsgeschichte sowie Neue Medien

Erich VOGL (1970)

Dr. phil., Studium der Kommunikationswissenschaft und Geschichte in Wien, Doktorarbeit zum Thema „Literarischer Journalismus und die Zeitung“. Seit 1997 als Journalist bei der Tageszeitung KURIER tätig, seit 2010 im Bereich Investigative Recherche. Seit 2009 externer Lehrbeauftragter am PKW-Institut der Universität Wien. Mitarbeiter bei *medien & zeit* und Teilnahme an Forschungsprojekten.

Abseits der klassischen Bilder?

Dokumentationen über den Holocaust 2000-2010.

Eva Maria Gajek

Abstract

Das Fernsehen übernimmt zunehmend die Rolle eines Geschichtsvermittlers. Diese Entwicklung wurde von der Fachwissenschaft insbesondere seit den 1990er Jahren intensiv beobachtet und vielfach kritisiert. Eva Maria Gajek untersucht Geschichtsdokumentationen über den Holocaust von 2000 bis 2010 und fragt, welchen Veränderungen die Dokumentationen seit der Jahrtausendwende unterlagen. Sie weist erstens nach, wie die inhaltliche Kritik die Erzählungen der Dokumentationen bestimmte. Die Fernsehmacher kooperierten mit Historikern, glichen ihre Erzählungen mit den Forschungsergebnissen ab und zeigten diese Zusammenarbeit auch visuell: Archive, Aktenbestände und Stellungnahmen von Fachwissenschaftlern sind gängige Praktiken. Zweitens kommen neue inhaltliche Impulse hinzu. Ausnahmefälle (Deutsche als Opfer, der Widerstand der KZ-Insassen, Arbeit des Sonderkommandos) geraten hierbei genauso in den Blick wie die Erinnerungskultur der folgenden Generation nach 1945. Drittens zeigt Gajek, wie auch die technische und formalästhetische Darstellung wie Schnitt, szenische Verweise und Computeranimation die Erzählweise bestimmen.

Das Programm des bundesdeutschen Fernsehens prägte in den 1990er Jahren ein geschichtlicher Boom. Es übernahm zunehmend eine wichtige Stellung bei der Geschichtsvermittlung ein. Gleichzeitig forderte es das Feuilleton und die Wissenschaft heraus. Insbesondere die ZDF-Redaktion „Zeitgeschichte“ wurde für ihre Produktionen zur Prime-Time vielfach kritisiert (vgl. Linne, 1998; Kansteiner, 2003; Bösch, 2006). Den Produktionen der letzten zehn Jahre widmete sich die Literatur hingegen selten (vgl. Keilbach, 2008; Ebbrecht, 2011). Und dies obwohl Guido Knopp nicht nur die Einschaltquoten und seinen Marktanteil steigerte, sondern auch die Anzahl der neuen Produktionen verdreifachte. Die folgenden Ausführungen orientieren sich an den Forschungsergebnissen zum Geschichtsfernsehen bis 2000. Sie gehen aber noch einen Schritt weiter und stellen die Frage nach den Weiterentwicklungen der Dokumentationen seit Anfang des Jahrtausends: Welche Techniken und inhaltlichen Verschiebungen sind festzustellen? Setzen die Fernsehmacher die formulierten Kritikpunkte produktiv um?

Grundlage der Analyse sind zwei Dutzend Fernsehdokumentationen von 2000 bis 2010 aus

Deutschland und den westlichen Nachbarländern, die sich mit dem Thema Holocaust auseinandersetzen. In einer Zweiteilung widmen sich die Ausführungen zunächst den inhaltlichen Verschiebungen, bevor sie den Umgang mit Quellen und Bildern, den Einsatz von Zeitzeugen und Erzähler sowie die Montage von szenischen Verweisen in den Blick nehmen.

1.1. Inhaltliche Verschiebungen

Die hohen Einschaltquoten des ZDF in den 1990er Jahren veränderten den Markt des Historytainment enorm. Das ZDF verkaufte die Knopp'schen Produktionen in zahlreiche Länder. Dabei verstand Knopp seine Produktionen als eine deutsche Antwort auf die englischen Geschichtsdeutungen. In einem Interview stellt er 2006 fest:

Man ist froh, dass die deutsche Geschichte nicht mehr nur von der BBC dokumentiert wird, sondern auch authentisch aus Deutschland selbst kommt. Schließlich sind wir an den Zeitzeugen und den Materialien um einiges näher dran. So können wir Überzeichnungen, Verzeichnungen und Oberflächlichkeiten meiden und differenzierte Darstellungen präsentieren. (Winkler, 2006).

Die international ausgerichteten Produktionen boten der Redaktion Zeitgeschichte aber auch einige Herausforderungen. Es galt nicht nur, vergessene Kapitel der NS-Geschichte aufzuschlagen, auch die so differenten nationalen Geschichten und Interessen mussten integriert werden. Gerade für die Rolle der Alliierten sowie für die Beteiligung und Schuld von Kollaborateuren interessierte sich das internationale Publikum seit Mitte der 2000er Jahre. Es kam somit zu einer Internationalisierung der Inhalte.

Gleichzeitig prägte die nationale inhaltliche Kritik der 1990er Jahre die Arbeit der Fernsehmacher. In den 2000er Jahren waren die Knopp'schen Produktionen bemüht, dem Vorwurf des Dualismus von Volk und Führer und der starken Konzentration auf Hitler entgegen zu arbeiten. Frank Bösch macht trotz zahlreicher Kritikpunkte bereits für die Serie *Holocaust* (ZDF, 2000) „vergleichsweise selbstkritische Töne“ (Bösch, 2006, S.326) aus, die sich im Laufe der zehn Jahre zunehmend verstärken. Der dritte Teil der fünfteiligen Serie *Die Deutschen im 20. Jahrhundert* (ZDF, 2008) offeriert die neue Deutung bereits in den ersten Sekunden. Der vorher selbst verwendete Dualismus wird nun zum Erklärungsmuster für das Verhalten der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Gleichzeitig reproduziert die Serie weiterhin die eingetübte Entlastungserzählung. Die Bilder des Bombenkriegs und der Flucht und Vertreibung lassen eine zweite Opfergruppe in Dialog mit den Opfern des Holocaust treten (vgl. Röger, 2011). Im Abspann bekräftigt Knopp als Befürworter der Zentrum gegen Vertreibungen-Initiative seine Sichtweise:

Mitunter hört man Stimmen, die uns Trauer um die eigenen Opfer untersagen wollen. Weil Hitler den Krieg begonnen hat und weil Deutsche zu Tätern im Holocaust geworden sind. Ich halte so eine Einstellung für falsch. Die Fähigkeit zu trauern, sie geht Hand in Hand mit dem Mut zu erinnern. Ein zusammenwachsendes Europa kann und darf es sich nicht leisten, die Gespenster der Vergangenheit zu ignorieren, zu verdrängen, zu vergessen.
(ZDF, 2008, 00:43:06).

Die Debatte über die deutschen Opfer hatte bereits Mitte des Jahrzehnts einige internationale

Gegenerzählungen mobilisiert. So verstand sich die BBC-Dokumentation *Auschwitz* (BBC, 2005) von Laurence Rees explizit als ein Gegenentwurf zu den damaligen in Deutschland gesendeten Produktionen, welche die Deutsche als Opfer des Bombenkriegs und der Flucht und Vertreibung kennzeichneten (vgl. *DER SPIEGEL*, 2005).

Die Serie, die in Großbritannien bis zu vier Millionen Zuschauer hatte und zur Prime-Time gesendet wurde, strahlte der NDR erst um 23.00 Uhr aus. Sendeplatz, Einschaltquoten und internationale Konkurrenz beeinflussten gemeinsam die inhaltliche Ausrichtung.

Die ZDF-Redaktion nahm sich der Kritik und den Ergebnissen der Forschung zwar an. Um keine Zuschauer zu verlieren oder den Sendeplatz der Prime-Time abgeben zu müssen, bedienten sie sich aber gleichzeitig einer harmonisierenden Erzählweise. Knopp selbst gibt mit seinem Verweis auf das „zusammenwachsende Europa“ einen Fingerzeig auf das komplexe Spannungsverhältnis

„Ein zusammenwachsendes Europa kann und darf es sich nicht leisten, die Gespenster der Vergangenheit zu ignorieren, zu verdrängen, zu vergessen.“

von nationaler und transnationaler Erinnerung und ihre erinnerungskulturelle Schwierigkeit.

Das europäische Gedächtnis als mentale Gemeinschaftsstiftung steht, wie Harald Welzer aufzeigt, einer pluralistischen und

nationalen Erinnerungslandschaft gegenüber (vgl. Welzer, 2010, S.19). Welzer bekräftigt einen kausalen Zusammenhang von einer zunehmenden Globalisierung der Erinnerung und einer Transformation von der Täter- zur Opfergesellschaft (vgl. Welzer, 2003; Wiegell, 2003).

Solche Tendenzen lassen sich auch bei den Fernsehspiel Filmen der deutschen Sender als Ergebnis festhalten. Hier treten nicht selten Deutsche sogar als Retter in den Mittelpunkt. Der von Jo Baier für den SWF produzierte Fernsehfilm *Nicht alle waren Mörder* (SWF, 2006) erinnert vor allem an die wenigen, die den jüdischen Opfern Schutz und Zuflucht bei der Massenverfolgung geboten haben und erzählt mit üblicher Starbesetzung eine „Geschichte der großen Ausnahme“ (FAZ, 2006). Starke Fernsehpräsenz und dadurch eine enorme Repräsentativität erhalten somit die überlebenden Opfer, deren Geschichte aber meist Ausnahmefälle darstellt.

Ein weiterer Ausnahmefall, der große Präsenz in den Fernsehdokumentationen seit 2000 erhält, ist der Widerstand der KZ-Insassen. Solche Dar-

stellungen offerieren eine Deutung des starken Opfers.

In diesem Zusammenhang ist *Sobibor 14. Oktober 1943, 16 Uhr* (2003) von Claude Lanzmann zu nennen, der sich mit dem Aufstand im selbigen Lager und der Tötung von SS-Offizieren beschäftigt (vgl. Köppen, 2007). Im Mittelpunkt steht der bereits für den Shoah-Film interviewte Zeitzeuge Yehuda Lerner. So bekräftigt Lanzmann in einem Interview mit der *Zeit-Online*: „Vor allem aber wollte ich Lerner aus der Vernichtungsgeschichte herauslösen. Er war nicht das wehrlose Opfer, sondern er hat den Tod getäuscht. Deshalb musste er seine eigene Erzählung bekommen“ (*Zeit-Online*, 2003). Auffällig ist auch in anderen Dokumentationen, dass die Zeitzeugenbefragungen der jüdischen Opfer im Gegensatz zu den deutschen Opfern von Gefasstheit geprägt sind. Dies korrespondiert nicht zuletzt mit dem israelischen Nachkriegsentwurf des eigenen Staates und dem Umgang mit dem Holocaust (vgl. Haß, 2003, S. 39; Young, 2002, S. 189).

Diese Ebene des starken Opfers ergänzt aber gleichzeitig die Wechselhaftigkeit von Täter- und Opferrollen. Besonders den Sonderkommandos in den KZs und den Funktionshäftlingen fällt hierbei eine zentrale Position zu. Fragen der Mitäterschaft und Mitverantwortlichkeit werden genauso diskutiert wie die Rolle der Selbsterhaltungstrieb.

So beschäftigen sich sowohl große Produktionen wie *Epsteins Nacht* (2002) von Urs Egger und *Die Fälscher* (2007) von Stefan Ruzowitzky mit dem moralischen Zweikampf wie die Fernsehproduktion *Die Sklaven der Gaskammer* (2001) von Eric Friedler. Das Wechselspiel von Ausnahme und Regel im Lageralltag sowie die Differenz verschiedener Opfergruppen, deren Hierarchisierung die Nazis angelegt hatten, werden gekonnt durch die Mittel des Kontrasts verdeutlicht. Eindrucksvolle Zeitzeugeninterviews zeigen die selbstquälende Erinnerung an die Arbeit in den Sonderkommandos auf. Der nicht existierende Handlungsspielraum, die eigene Abhängigkeit und der Wille zum Überleben charakterisieren die Schilderungen der Häftlinge.

Opfer- und Täterebenen zu verwischen, ist jedoch kein ausschließlich deutsches Muster. Die Frau, die beim Selektionsprozess auf der Rampe die Hand eines Kindes loslässt, um ihr eigenes Leben zu retten, wird dabei zur transnationalen Ikone. Sie hält sowohl in zahlreichen Knoppschen Pro-

duktionen, als auch in die BBC-Dokumentation Einzug. Doch anders als die deutschen Produktionen geht die englische Serie in ihrer Drastik noch einen Schritt weiter. In einem Interview gibt ein KZ-Häftling des Sonderkommandos einen brutalen Mord ohne Reue zu. Morris Venezia, der sich auf einem der Transporte 1944 Richtung Westen befand, berichtet:

Die Waggons waren überfüllt. Ein Mann, vielleicht ein deutscher Häftling, konnte nicht mehr stehen. Er bot mir Zigaretten an, damit er sich auf meinen Platz setzen durfte. Ich sagte ja und er gab mir zwei, drei Zigaretten. Ich stand auf und er setzte sich. Ich rauchte auf und sagte nach zehn Minuten steh auf. Er stand nicht auf. Einige Kumpels und ich setzten uns auf ihn. Nach einer Stunde war er erstickt. Wir warfen ihn aus dem Waggon. (BBC, 2005, Teil 5, 00:40:19).

Nach dieser Schilderung zieht Venezia nur die Schultern hoch, Betroffenheit über das eigene Handeln ist nicht erkennbar. Dann führt er weiter aus: „Ich war darüber eigentlich glücklich. Denn die Deutschen hatten meine Familie, dreißig bis vierzig Menschen, getötet. Was war da schon ein Deutscher?“ Auf den Einspruch der Interviewerin, dass es ein Mord an einem Mitgefangenen gewesen sei, entgegnet Venezia:

Ich war glücklich, weil es ein Deutscher war. Mit unseren Leuten hätte ich das nicht gemacht. Egal, ich wollte sitzen. War einfach müde. Warum sollte er leben? Nur weil er mir zwei Zigaretten gab. Er stand nicht auf, wir haben uns hingesetzt, er starb. (BBC, 2005, Teil 5, 00:41:00).

Diese Worte bleiben unkommentiert. Vielmehr wechselt die Einstellung und ein szenischer Verweis beschäftigt sich mit den deutschen SS- und Wehrmachtssoldaten, die versuchten, sich in den letzten Kriegstagen ihrer Verantwortung zu entziehen. Damit schließt der fünfte Teil der Serie *Auschwitz* (BBC, 2005).

Zwei Täterperspektiven stehen sich gegenüber und lassen den Zuschauer mit der Beurteilung des Gesehenen allein. Die Frage nach dem Opfer- und Täterstatus verschiebt sich zu der anthropologischen Frage, was Gewalt und Grausamkeit bei den Opfern hervorrief. Auffälliger Unterschied ist jedoch, dass solche Reflexionen der Häftlinge immer mehr in den Dokumentationen zu finden sind, während die deutschen Täter ihre Verbre-

chen nur selten so freimütig vor der Kamera zugeben. Auch die auf die Aussage Venezias folgenden Bilder höherer SS-Offiziere bedienen vielmehr die eingübte Entlastungserzählung von Volk und Führer und stehen den personalisierten Bildern des ehemaligen Häftlings gegenüber. Eine Masse von SS-Männern lässt eine emotionale Aufladung nicht in der Weise zu wie das Geständnis eines Einzelnen im Close-up.

Anders als frühere Dokumentationen beschäftigen sich viele Produktionen der letzten zehn Jahre zudem mit der Zeit nach 1945 und der Vergangenheitspolitik. Über die bereits etablierten Spurensuche-Dokumentationen hinaus wird hierbei nicht nur die Erinnerung in der Gegenwart zum Thema, sondern auch die Entwicklung der Erinnerungskultur selbst.

So produzierte beispielsweise der SWR gemeinsam mit dem WDR eine vierteilige Serie mit dem an Martin Walser angelehnten Aufsatztitel *Auschwitz und kein Ende* (SWR, 2000). Gegenstand ist die Geschichte von Auschwitz in der deutschen Kultur seit Kriegsende.

Dabei konzentrieren sich die Autoren nicht nur auf die Lyrik, das politische Feuilleton und das Theater, sondern sprechen auch dem Fernsehen eine wichtige Rolle in der Erinnerungsarbeit zu. Die Erinnerung an den Holocaust wird somit zum Thema und ruft dabei gleichzeitig Wissensbestände über das Ereignis selbst wach und ab.

Knopp wendet sich in seinen Produktionen ebenfalls der Erinnerungskultur zu. Hier stehen aber nicht die Medien im Vordergrund, sondern Denkmäler, Museen und Gedenkstätten.

Die Dokumentation *Die Befreiung von Auschwitz* (ZDF, 2004) visiert eine enge Verschränkung von Geschichte und Gegenwart an. Nach dem typischen Aufbau mit den klassischen Bausteinen der ZDF-Geschichtsdokumentation erfolgt nach 25 Minuten ein Schnitt. Die vorherige Erzählung vom Lager Auschwitz, von den dort verübten Verbrechen und seiner Befreiung wird ergänzt durch einen Blick auf das heutige Oświęcim. Am Bei-

spiel eines Taxifahrers, einer Abiturientin, eines Wissenschaftlers, eines Sportlers und eines Rentners beschäftigen sich nun die verbleibenden zehn Minuten mit dem Leben nach den Verbrechen in der polnischen Stadt.

Während die Alten (Taxifahrer und Rentner) für die Erinnerung an die Vergangenheit stehen und der Wissenschaftler diese konserviert, stehen der Sportler und die Abiturientin für die neue Generation. Der schwierige Grad zwischen Erinnern, Gedenken, Normalität und Vergessen wird insbesondere an ihnen exemplarisch verhandelt.

Die Beschäftigung der Enkel mit der Vergangenheit ihres Landes und der ihrer Großeltern ist ein wichtiger thematischer Impuls neuerer Dokumentationen. Die klassische Spurensuche wird somit erweitert und sie wird zu einer Spurensuche der Kinder und Enkelkinder. So beispielsweise bei der Dokumentation *Mein Überleben in Kolbuszowa* (RBB, 2005) von Helga Hirsch produziert für den RBB, oder die Dokumentation des MDR *Singen für die toten Kinder* (MDR, 2010). Fünf Holocaust-Überlebende und

ehemalige Schauspieler und Sänger der Kinderoper Brundibar in Theresienstadt treffen auf die junge deutsche Generation, die die Oper gemeinsam mit dem Moran Choir aufführen will. Erinnerungen und Ressentiments werden genauso thematisiert wie eine harmonisierende Erzählung vom Vergeben zwischen Nationen und Generationen.

Eine ähnliche Erzählweise offerieren die deutschen Kinofilme. Bei dem Film *Rosenfeld und Birkenau* (2003) von Marceline Loridan-Ivens trifft die Jüdin Myriam, auf den Enkel eines SS-Offiziers, der auf der Suche nach der Familiengeschichte ist. Generationen bringt auch der Film *Am Ende kommen Touristen* (2007) von Robert Thalheim zusammen.

Hier begegnen sich der deutsche Zivildienstleistende Sven und der alte polnische Mann Stanisław Krzemiński. In beiden Filmen rücken die Stadt Oświęcim und das KZ Auschwitz in den Mittelpunkt. Die Filme handeln von Erinnerung,

Anders als frühere Dokumentationen beschäftigen sich viele Produktionen der letzten zehn Jahre zudem mit der Zeit nach 1945 und der Vergangenheitspolitik. Über die bereits etablierten Spurensuche-Dokumentationen hinaus wird hierbei nicht nur die Erinnerung in der Gegenwart zum Thema, sondern auch die Entwicklung der Erinnerungskultur selbst.

der Musealisierung, von Generationen und der Doppelseitigkeit der historischen Orte in der Gegenwart und zeigen gleichzeitig die Entwicklung eines Tourismus der Erinnerung auf. All diese Begegnungsgeschichten enden aber mit einer Annäherung oder Versöhnung.

Die harmonische Erzählung teilt die Geschichte in ein Davor und ein Danach, wobei letzteres eine Entwicklungsgeschichte darstellt. Gewandelte Nationen und Generationen geben dem Davor eine neue Lesart.

1.2. Formalästhetische Erneuerungen

Diese inhaltliche Ausrichtung wird nicht zuletzt von formalästhetischen Erneuerungen, Montage und Schnitt unterstützt. In den letzten Jahren zeigte sich auch ein deutlich anderer Umgang mit Quellen.

Diese Neuausrichtung geht mit einer starken Fokussierung auf Arbeitstechniken einher. So schrieb auch Lothar Müller in der FAZ über die Serie *Auschwitz und kein Ende* (SWR, 2000):

Hatten sich Ende der siebziger Jahre die Dritten Programme mit Hollywood verbündet und die von dort importierte Fernsehserie Holocaust zu ihrem größten Erfolg nach dem Krieg gemacht, so verbinden sie sich nun mit den Archiven. (FAZ, 2000, S. 49)

Ist bei der Serie *Die SS* (ZDF, 2002) noch Anfang der 2000er Jahre ein Verweis bei der Einblendung von Akten ausreichend, um zu belegen, dass diese aus der Wiener Gestapokartei stammen, begleitet die Kamera fünf Jahre später den Historiker Sönke Neitzel in der Serie *Die Wehrmacht – eine Bilanz* (ZDF, 2007) in das Archiv. Die Kamera filmt den historischen Berater der Redaktion *Zeitgeschichte* bei der Arbeit, mit Handschuhen blättert er Akten durch, und wird in den Archivräumen interviewt.

Die Bilder bedienen den Anspruch nach Authentizität und begegnen gleichzeitig der in den 1990er Jahren formulierten Kritik des falschen Umgangs mit Quellen. Auch die Stellungnahmen der Historiker Felix Römer und Timm Richter sollen dem Zuschauer zum einen die enge Kooperation von Fernsehen und Wissenschaft vor Augen führen, zum anderen bedienen auch sie den Anspruch der Neuartigkeit, wenn vorwiegend junge Historiker die neuesten Forschungserkenntnisse vorstellen (ZDF, 2007, Teil 2, 00:09:12; 00:10:12).

Historiker erlangen in vielen Produktionen der Redaktion *Zeitgeschichte* in den 2000er Jahren an Präsenz. Dies gilt insbesondere für die Zeit vor 1933. Wenn Zeitzeugen fehlen, ersetzen sie die persönliche Erinnerung durch Expertenwissen.

Doch auch in neueren Produktionen zu der Zeit des Nationalsozialismus übernehmen sie eine wichtige Funktion. So kommt in den Serienteilen der Dokumentation *Die Deutschen im 20. Jahrhundert* (ZDF, 2008) der renommierte Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler zu Wort. Augenscheinlich findet eine Annäherung der beiden Geschichtsvermittler statt. Zum einen wird sich die historische Wissenschaft zunehmend der starken Rolle des Fernsehens als Geschichtsvermittler bewusst. Wurde die Arbeit der Fernsehjournalisten zunächst mit einiger Skepsis betrachtet, nutzen nun vor allem Nachwuchshistoriker das Fernsehen als Forum, sich auch wissenschaftlich zu positionieren. Zum anderen belegt das Fernsehen durch das fachmännische Auftreten erneut die Professionalität der Beiträge.

Die Dokumentation *Die Befreiung von Auschwitz* (ZDF, 2004) geht sogar einen Schritt weiter. Hier wird der Zuschauer in das Staatliche Museum Auschwitz geführt und über die Bemühungen um den Erhalt des ehemaligen Lagergeländes aufgeklärt.

Die Kamera ermöglicht Einblick in die Restaurationswerkstätten, in denen die verschiedensten Exponate, wie Schuhe und Brillen, vor dem Verfall bewahrt werden sollen. Die Frage nach dem Wert von Erinnerungsstücken und Originalobjekten wird dabei genauso verhandelt wie deren Bedeutung für die nächste Generation. Die Dokumentation beschäftigt sich in diesem Zusammenhang zudem mit Fotografien und ihrer Lesart. Der ehemalige Leiter der Gedenkstätte problematisiert in seinem Beitrag die sonst unreflektiert benutzten Fotografien von SS-Männern. Beispielhaft an den Fotos auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau oder der oft gezeigten „Picknick-Situation“ vor dem Krematorium V verdeutlicht er die problematische Perspektive und greift somit genau die Kritikpunkte auf, die von verschiedenster Seite gegen die Verwendung der Fotografien in den Knoppischen Produktionen geäußert wurden.

Ergänzt wird der Bildbestand von modernsten Computeranimationen. In den letzten Jahren erweiterten auch die Produktionen zu den 1930er und 1940er Jahren den etablierten Bilderhaushalt und übernahmen die Verwendung digitaler

Bilder. Wie Lothar Mikos feststellt, liegt die Funktion solcher Spezialeffekte meist darin, die „Erlebnisinintensität der Zuschauer zu steigern, indem der sinnliche Realitätseindruck – vor allem optisch und auditiv – erhöht wird“ (Mikos, 2003, S. 241).

Gerade junge Zuschauer, die solche Effekte aus anderen Produktionen oder Computerspielen kennen und die deswegen bereits zu ihren Sehgewohnheiten gehören, wollen die Macher damit gewinnen (vgl. Wolf, 2005, S. 21). Die Fernsehmacher ordnen sich zudem in die Reihe der seriösen Geschichtsvermittler ein. Sie bedienen sich klassischer Lehrmaterialien wie Schaubilder und Karten, die der Zuschauer auch aus anderen Wissenschaftssendungen oder Schulbüchern kennt.

Galt es, sich in der Zeit vor 2000 noch von diesen etablierten Mitteln abzugrenzen, werden sie nun in das Ensemble integriert und mit Computeranimation modern aufbereitet.

Während die deutschen Dokumentationen bei den Visualisierungen die Orte des Verbrechens größtenteils aussparen, gilt dies nicht für die Dokumentationen der BBC. Hier werden mehrmals computeranimierte Kamerafahrten durch ehemalige Gaskammern und die computererstellten Querschnitte der Lagerbaracken eingeblendet. Anders als die digitalisierten Bilder der Karten vermischen sich hier jedoch Wirklichkeitsnähe und Illusionskraft. Die Imaginationen des Computers ersetzen die Orte, die eigentlich nicht bebildert sind, die sogar teilweise nicht mehr existieren. Die Bilder bleiben jedoch unglaublich abstrakt und schemenhaft. Mit dieser Abstraktheit und auch Ungreifbarkeit der Bilder knüpft Rees an Ikonen aus früheren Produktionen an. Die Kamerafahrt erinnert an die Originalaufnahmen in Alain Resnais' Film *Nacht und Nebel* (1955) sowie an Szenen aus Claude Lanzmanns *Shoah* (ARD/SWR, 1985), in denen die Kamera die verlassenen Orte abfilmt (vgl. Ebbrecht, 2008, S. 68).

Augenscheinlich lassen sich deutliche Referenzen zu früheren Produktionen in den neuen Dokumentationen feststellen. So beispielhaft auch bei der Dokumentation *Die Sklaven der Gaskammer*. Wie bereits der Friseur von Treblinka Abraham Bomaba bei Lanzmanns Film *Shoah* (ARD/SWR,

1985) ahmt der Zeitzeuge Henryk Mandelbaum ehemalige Bewegungsabläufe nach: hier das Verbrennen der Leichen (vgl. ARD/SWR, 1985, 00:34:03).

Auch die Ikonen von Zügen, von Gleisen und vom Selektionsprozess auf der Rampe sind unverzichtbar bei der Thematisierung des Holocaust. All diese Bilder werden weiterhin mit emotionalisierender Musik aufgeladen und erhalten dadurch ihren Ikonencharakter. Denn selbst der Eingang zum Lager Auschwitz-Birkenau würde mit der heutigen Geräuschkulisse (Schulklassen, Autos, Touristenbusse u.a.) gewöhnlich wirken.

Eine wiederum sehr neue Technik ist der szenische Verweis, der in den letzten Jahren zu einem „Stan-

Die Imaginationen des Computers ersetzen die Orte, die eigentlich nicht bebildert sind, die sogar teilweise nicht mehr existieren. Die Bilder bleiben jedoch unglaublich abstrakt und schemenhaft.

dard des Geschichtsfernsehens“ (Wolf, 2005, S. 15) aufgestiegen ist. Beim Themenfeld des Holocaust ist zunächst, eine gewisse Zurückhaltung beim Einsatz dieser Technik auszumachen. Die Darstellung des Massenmords birgt eine enorme moralische

Herausforderung. Die Szenen reduzierten sich zunächst auf Darstellungen von Orten und Gegenständen. Doch dies ändert sich zunehmend. Gespräche zwischen SS-Offizieren, gemeinsames Trinken werden ergänzt durch Darstellungen von arbeitenden Häftlingen.

Die Perspektive der Kamera filmt jedoch nicht ihre Gesichter, sie bleiben weiterhin anonym. Anders bei den SS-Aufseherinnen und SS-Männern. Hier ist besonders auffällig, dass eigens Schauspieler ausgewählt wurden, die den beschriebenen Personen ausgesprochen ähnlich sahen (BBC, 2005, Teil 4, 00:11:27).

Sparten die vorherigen szenischen Verweise den Massenmord an den Juden aus, geht Laurence Rees sogar noch einen Schritt weiter: Auch wenn er nur die Verbrennung von Juden in Gruben andeutet, indem er SS-Männer um ein Feuer zeigt, wird hierbei doch eine bisher existierende Grenze der rekonstruierten Zeigbarkeit überschritten. Der auktoriale Erzähler setzt die Bilder durch die Schilderung der Verbrechen in eine direkte Verbindung.

Auch die Aufbereitung der Zeitzeugenbeiträge unterliegt innovativen Techniken. Erstens ist insbesondere von Seiten Knopps eine neue experi-

mentierfreude festzustellen. So werden sie öfters in ihrer gewohnten Umgebung interviewt. Ferner erhalten Spezialeffekte Einzug bei der Zeitzeugenbefragung. Bei der Dokumentation *Die Deutschen im 20. Jahrhundert* werden die Zeitzeugen per Split Screen parallel zu Archivbildern eingeblendet (ZDF, 2008, Teil 2, 00:03:05). Mitunter suggerieren die Zeitzeugenberichte und die eingeblendeten Archivbilder einen direkten Zusammenhang, an anderer Stelle mutet die Verknüpfung jedoch sehr konstruiert an. Das alleinige Ziel ist, das Gesagte zu visualisieren. Zweitens verschiebt sich die Auswahl der Zeitzeugen in den 2000er Jahren. Eine Stimme erhalten nun nicht mehr nur die Augenzeugen, sondern oft die Kinder jener, die die Erlebnisse an ihre Verwandten wiedergaben. Drittens ist weiterhin die starke Präsenz von Prominenten auffällig. Sie sollen ähnlich wie die Historiker, die Funktion von Experten übernehmen (Bösch, 2008, S. 70). Wenn Stars wie Ralph Giordano, der ehemalige BDI-Präsident Hans-Olaf Henkel oder die ehemalige Staatsministerin des Auswärtigen Amts Hildegard Hamm-Brücher sich zu Wort melden, dient dies als Legitimationsinstrument der Knoppschen Geschichtsdeutung.

1.3. Fazit

Die Fernsehdokumentation unterlag in den letzten zehn Jahren einem steten Wandel. Dieser begründete sich erstens aus der Internationalisierung der Fernsehproduktionen und zweitens aus

der zunehmenden technischen Professionalisierung der Dokumentationen im deutschen TV. Die Veränderungen ließen sich auf einer inhaltlichen und einer formalästhetischen Ebene ausmachen. Zu den bekannten Propagandabildern treten zunehmend Privataufnahmen und Bilder aus den sowjetischen Archiven. Dieser Bilderhaushalt wird noch von Computeranimationen und Reenactments ergänzt, die den Unterhaltungswert steigern sollen. Dabei reagierte insbesondere die Redaktion *Zeitgeschichte* des ZDF auf die Kritik der 1990er Jahre. Die Fernsehmacher banden immer mehr Historiker ein, gaben filmische Einblicke in Archive und historische Arbeitsweisen.

Nicht zuletzt die Kontextualisierungen der gezeigten Bilder begegnen dem Vorwurf von einem falschen Umgang mit Quellen.

Auch die inhaltlichen Verschiebungen gehen mit einer Ausdifferenzierung der NS-Geschichte einher. Die starke Fokussierung auf Hitler, weicht zunehmend einer Alltags- und Ereignisgeschichte. Noch nicht zu beantworten ist die Frage, wie die Geschichtsdokumentation sich in den nächsten Jahren weiter entwickeln wird (vgl. Wolf 2003, 2005).

Augenscheinlich ist aber, dass sich die dokumentarischen und fiktionalen Genres zunehmend vermischen. Der Authentizitätsanspruch tritt dadurch hinter dem Wunsch zurück, auf dem Markt des „Histotainment“ weiterhin konkurrenzfähig zu bleiben.

Bibliographie:

- Bösch, F. (2006). Holocaust mit "K". Audiovisuelle Narrative in neueren Fernsehdokumentationen. In: Paul, G. (Hrsg.). *Visual History. Die Historiker und die Bilder*. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen. S. 326-342.
- Bösch, F. (2008). Geschichte mit Gesicht. Zur Genese des Zeitzeugen in Holocaust-Dokumentationen seit den 1950er Jahren. In: *Fischer, T. & Wirtz, R.* (Hrsg.). *Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen*. Uvk. Konstanz. S. 51-72.
- Ebbrecht, T. (2011). *Geschichtsbilder im medialen Gedächtnis*. Filmische Narrationen des Holocaust. Transcript. Bielefeld.

- Ebbrecht, T. (2008). Jurassic Park im Führerhauptquartier. Digitale Authentizitätsfiktion oder virtuelles Vorstellungsbild. Neuerfindung und Rekonstruktion von Geschichte durch digitale Animation im Dokumentarfilm. In: Geier, R., Wuttke, M. & Piehler, R. (Hrsg.). *Medien und Wirklichkeit*. Chemnitz: Technische Universität, S. 59-73. Online: <http://archiv.tu-chemnitz.de/pub/2008/0102/data/geier-wuttke-piebler-medien-und-wirklichkeit.pdf> (Zugriff: 29.02.2012)
- Haß, M. (2002). *Gestaltetes Gedenken*. Yad Vashem, das U.S. Holocaust Memorial und die Stiftung Topographie des Terrors. Campus. Frankfurt am Main/New York.
- Kansteiner, W. (2003). Ein Völkermord ohne Täter? Die Darstellung der „Endlösung“ in den Sendungen des Zweiten Deutschen Fernsehens. In: Zuckermann, M. (Hrsg.). *Medien – Politik – Geschichte Wallstein*. Göttingen. S. 253-286.
- Keilbach, J. (2008). *Geschichtsbilder und Zeitzeugen*. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen. Lit. Münster.
- Köppen, M. (2007). Erinnerungslandschaften. Claude Lanzmanns „Sobibor“ (2001) und Romuald Karmakars „Land der Vernichtung“ (2004). In: Stephan, I. & Tacke, A. (Hrsg.). *NachBilder des Holocaust*. Böhlau. Köln., S. 77-90.
- Lersch, E. (2006). Zwischen Routine, „rasendem Stillstand“ und der Suche nach neuen Wegen. Zum Stand der Geschichtsdokumentation im Fernsehen. In: *Archiv und Wirtschaft* 39. H, 4. S. 165-174.
- Linne, K (2002). Hitler als Quotenbringer. Guido Knopps mediale Erfolge. In: *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. Und 21. Jahrhunderts*. 17. H, 2. S. 90-101.
- Mikos, L. (2003). *Film- und Fernsehanalyse*. UTB. Konstanz.
- Neitzel, S. (2005). *Abgehört*. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945. Propyläen. Berlin.
- Röger, M. (2011). Flucht, Vertreibung und Heimatverlust der Deutschen in Film und Fernsehen. Phasen der Thematisierung und Darstellungskonventionen in Polen und Deutschland (BRD und DDR) seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. In: Klejsa, K. & Schahadat, S. (Hrsg.). *Deutschland und Polen*. Filmische Grenzen und Nachbarschaften. Schüren Verlag. Marburg. S. 71-88.
- Welzer, H. (2010). Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis. In: *APuZ*. 25-26. S. 16-22.
- Welzer, H. (2003). Von der Täter- zur Opfergesellschaft. In: *Universitas* 58. S. 1214-1230.
- Wiegel, G. (2003). Globalisierte Erinnerung? Die Universalisierung der NS-Erinnerung und ihre geschichtspolitische Funktion. In: Klundt, M., Salzborn, S. & Schwietring, M. (Hrsg.). *Erinnern, Verdrängen und Vergessen*. Geschichtspolitische Wege ins 21. Jahrhundert. NBKK. Giessen. S. 109-136.
- Winkler, T. (2005). Hitler ist abgehandelt. Interview mit ZDF-Chefhistoriker Guido Knopp. In: *medienhandbuch.de* / Themenspecial: Film & Fernsehen – Made in Germany (6. Juni 2006) <http://winklerwired.wordpress.com/2006/06/06/interview-guido-knopp/> (Zugriff: 29.02.2012).
- Wolf, F. (2005). Trends und Perspektiven für die dokumentarische Form im Fernsehen. Eine Fortschreibung der Studie „Alles Doku – oder was. Über die Ausdifferenzierung des Dokumentarischen im Fernsehen“. In: *Mediaculture-online*, S. 16-21. Online:<http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/wolfdokuform/wolfdokuform.pdf> (Zugriff: 29.02.2012).
- Wolf, F. (2003). *Alles Doku, oder was?*. Über die Ausdifferenzierung des Dokumentarischen im Fernsehen. LfM Publikation. Düsseldorf. Online: <http://www.lfm-nrw.de/fileadmin/lfm-nrw/Pressemeldungen/allesdoku-kompl.pdf> (Zugriff: 29.02.2012).
- Young, Y. E. (2002). Israel. In: Knigge, V. & Frei, N. (Hrsg.). *Verbrechen erinnern*. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. C.H.Beck. München. S. 272-287.

Zeitungsartikel

Handfeld, M. (31.10.2006). Die es nicht gab. In: FAZ, S. 46.

Jeismann, M. (15.04.2004). Die Schale der Erinnerung. In: FAZ, S. 33.

Kaube, J. (25.04.2005). Das Grauen. m Spätprogramm: „Auschwitz“ (NDR). In: FAZ, S. 41.

Kissler, A. (17.10.2000). Vom Zeugen zum Täter. Deutsche Schuld und deutsche Schreibweise: „Holocaust“ (ZDF). In: FAZ, S. 50.

Der Spiegel, „Man soll die KZ-Atmosphäre spüren“, Nr. 17. 2005, S. 182.

Der Spiegel, Der Friseur von Treblinka, Nr. 36. 2010, S. 151-153.

Thoman, J. (04.11.2002). Geschichtsstunde. Die Kinder ahnen nichts. In: FAZ-Net <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/geschichtsstunde-die-kinder-ahnen-nichts-180831.html>, (Zugriff: 29.02.2012).

Programmchroniken der Chefredaktion Zeitgeschichte von 2002 bis 2009 in dem Jahrbuch des ZDF eingesehen: www.zdfjahrbuch.de.

Zeit-Online, Fast wie der Held eines Märchens. Claude Lanzmann über seinen Film Sobibor, der von einem jüdischen Aufstand in einem KZ handelt, 03.04.2003, <http://www.zeit.de/2003/15/Lanzmann>. (Zugriff: 29.02.2012).

Dokumentationen und Filme

ARD: Nicht alle waren Mörder. Warner Home Video (2006)

ARD: Die Flucht (2001)

ARD/SWR: Die Sklaven der Gaskammer (2001)

BBC: Auschwitz: Die Täter, die Opfer, die Hintergründe (2005)

NDR: Auschwitz und kein Ende (2000)

MDR: Singen für die toten Kinder (2010)

NBC: Holocaust (1979)

RBB: Mein Überleben in Kolbuszowa (2005)

SWR: Auschwitz und kein Ende (2000)

ZDF: Holocaust (2000)

ZDF: Die SS (2002)

ZDF: Die Befreiung von Auschwitz (2004)

ZDF: Das Drama von Dresden (2006)

ZDF: Die Deutschen im 20. Jahrhundert (2008)

Sobibor (2003)

Epsteins Nacht (2002)

Die Fälscher (2007)

Rosenfeld und Birkenau (2003)

Am Ende kommen Touristen (2007)

Nacht und Nebel (1955)

Eva Maria GAJEK (1981)

Eva Maria Gajek hat Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Technik-, Wirtschaft- und Sozialgeschichte an der Ruhr- Universität Bochum studiert. Sie war von 2007 bis 2010 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs „Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ der Justus-Liebig-Universität Gießen. Im November 2011 wurde sie mit einer Arbeit zu den Olympischen Spielen von Rom 1960 und München 1972 promoviert. Seit Mai 2010 ist Gajek wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Fachjournalistik Geschichte der Justus-Liebig-Universität Gießen. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Kultur-, Medien- und europäischen Zeitgeschichte.

Rezensionen

MARCUS MAURER: *Agenda-Setting*. Baden-Baden: Nomos 2010. Band 1, Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“, 101 Seiten.

MICHAELA MAIER/ KARIN STENGEL/ JOACHIM MARSCHALL: *Nachrichtenwerttheorie*. Baden-Baden: Nomos 2010. Band 2, Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“, 163 Seiten.

TILO HARTMANN: *Parasoziale Interaktion und Beziehungen*. Baden-Baden: Nomos 2010. Band 3, Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“, 131 Seiten.

CONSTANZE ROSSMANN: *Theory of Reasoned Action – Theory of Planned Behavior*. Baden-Baden: Nomos 2011. Band 4, Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“, 135 Seiten.

CHRISTOPH KLIMMT: *Das Elaboration-Likelihood-Modell*. Baden-Baden: Nomos 2011. Band 5, Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“, 117 Seiten.

VERONIKA KARNOWSKI: *Diffusionstheorien*. Baden-Baden: Nomos 2010. Band 6, Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“, 107 Seiten.

THOMAS ROESSING: *Schweigespirale*. Baden-Baden: Nomos 2011. Band 7, 6, Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“, 113 Seiten.

In dieser Rezension geht es weniger um eine detaillierte Besprechung der bisher erschienenen sieben Bände, als vielmehr um eine Einschätzung der gesamten Reihe unter Einbezug der einzelnen Bände. Die beiden renommierten Kommunikationswissenschaftler Patrick Rössler (Universität Erfurt, „Lehrstuhl für Empirische Kommunikationsforschung/Methoden“) und Hans-Bernd Brosius (Universität München, „Lehrstuhl für empirische Kommunikationswissenschaft“) haben die Reihe „Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft“ als „Lehrbuchreihe“ (S. 5) gegründet, um nach einem „Fehlen

von Lehrbüchern“ (ebd.) und danach einer „Fülle von Angeboten“ nun die „Lücke zwischen den großen Überblickswerken auf der einen Seite [...] und andererseits den Einträgen in Handbüchern und Lexika, die oft sehr spezifische Stichworte beschreiben,“ (ebd.) zu schließen. In der Tat finden sich zumeist etablierte und aktualisierte Groß-Einführungen oder Handbücher mit oftmals formatbedingt sehr kurzen Einträgen. Allerdings sollten die zahlreichen konkreten Studien, die sich etwa in Dissertationsschriften dieser Ansätze bedienen und sie oftmals modifizieren, auch nicht ganz übersehen werden. Die außerordentlich produktive Reihe (25 Bände sind zunächst in der Edition geplant) möchte auch diese Blicke liefern und vor allem neben einer zumindest groben, aktuellen Erhebung des Forschungsfelds auch theoretische Grundlagen der Ansätze und somit der Kommunikationswissenschaft liefern.

Die ersten drei Bände mit den Themen „Agenda-Setting“ (Marcus Maurer), „Nachrichtenwerttheorie“ (Michaela Maier, Karin Stengel, Joachim Marschall) und „Parasoziale Interaktion“ (Tilo Hartmann) stellen Ansätze vor, die weit über die eigenen Fächer angewendet und diskutiert werden. Wenn etwa in musikwissenschaftlichen Studien zur Ästhetik oder journalistischen Verarbeitung von Popmusik derartige Konzepte aufgegriffen werden, zeigt sich die besonders fruchtbare theoretische Seite der Kommunikationswissenschaft. Deswegen erscheinen gerade diese Ansätze außerordentlich gewinnbringend in ihrer nochmaligen Aufarbeitung. Leider werden diese Anschlüsse und Verwendungen auch außerhalb eines gewissen Traditionsstroms praktisch nicht erwähnt. Die Bände sind ähnlich gegliedert in Grundzüge, Entwicklungsgeschichten, Forschungslogiken, empirische Befunde, Kritiken/ Weiterentwicklungen, verwandte/konkurrierende Ansätze und ein Fazit (so titulierte im ersten Band „Agenda-Setting“, in den anderen Bänden variiert diese Gliederung dann leicht). Gerade die Kapitel zu Weiterentwicklungen und Kritiken bzw. verwandte und konkurrierende Ansätze haben ein hohes Potenzial für sinnvolle Systematisierung und Aufarbeitung, fallen einige Male allerdings leider sehr kurz aus. Gleichzeitig werden die empirischen Befunde teilweise sehr stark gewichtet, wenn etwa im Band „Nachrichtenwerttheorie“ sehr ausführlich auf Inhaltsanalyse und verschie-

dene Forschungsdesigns eingegangen wird und dadurch die in der Forschung sehr vielfältigen und heterogenen Nachrichtenwertkataloge mit ihren unterschiedlichen theoretisch-historischen Kontexten vernachlässigt werden (auch Niklas Luhmann hat bekanntlich einen solchen Katalog zusammen gestellt). Immerhin werden die Konzepte im Vorwort der Reihenherausgeber auch als „Theorien mittlerer Reichweite“ (S. 5) bezeichnet. Weiter untergliedert werden die Bände dann mit zahlreichen Sektionen zu Akteuren, Fallbeispielen, Begriffen, Verfahren, Anekdoten, Schlüsselstudien, Kernsätzen und Modellen (in teilweise kaum noch lesbarer Schriftgröße z.B. im Band 4 „Theory of Reasoned Action – Theory of Planned Behavior“), die sicherlich ein Verstehen und späteres Anwenden illustrieren und erleichtern, an manch einer Stelle in ihrer Vielfalt allerdings den Lesefluss erschweren.

Die weiteren drei Bände dann öffnen sich im Anschluss an die Überlegungen zur parasozialen Interaktion noch deutlicher der Psychologie und Soziologie, die entscheidenden Einfluss auf die Kommunikationswissenschaft haben: „Theory of Reasoned Action – Theory of Planned Behavior“ (Constanze Rossmann), „Das Elaboration-Likelihood-Modell“ (Christoph Klimmt), „Diffusionstheorien“ (Veronika Karnowski). Mit der „Schweigespirale“ (Thomas Roessing) findet sich als siebter Band dann wieder ein kanonisierter publizistikwissenschaftlicher Ansatz in der Reihe. Natürlich haben alle Bände das Problem des geringen Umfangs, der hier ja als Vorzug gemeint ist: Kompakt und dennoch fundiert wollen alle Autorinnen und Autoren dem Vorwurf begegnen, in Bachelor- und Masterzeiten „Ausbildung nur noch auf Schmalspurniveau“ (S. 5) zu betreiben. Freilich sind die neuen Studiengänge nicht unbedingt schmal-, aber ‚kurzspurig‘, so dass eine Konzentration auf wichtige Ansätze in den Bänden loblich erscheint. Eine wahrscheinlich bewusst locker gemeinte Sektion wie das Kapitel „Top Ten der Forschungsliteratur“ (in Band 1, in den kommenden Bänden dann uneinheitlich als „Top 15“ bezeichnet) hätte man an dieser Stelle ganz nüchtern wie im Band von Constanze Rossmann als „Literaturempfehlungen“ anlegen können.

Durchgehend wäre es wünschenswert gewesen, aktuelle medienevolutionäre Entwicklungen zumindest deutlicher problematisierend zu integrieren: Wie verändern sich diese teilweise ja bereits einige Jahrzehnte alten Ansätze durch die Tendenzen ihrer Gegenstände? Welche Auswir-

kungen hat das auch auf das empirische Arbeiten und die Ergebnisdarstellung? Wie funktioniert Agenda-Setting oder Framing im virtuellen Medienzeitalter? Was sagt das Konzept der parasozialen Interaktion angesichts der neuen Präsentations- und Repräsentationsplattformen im Internet? etc. Diese Wandlungen schlagen sich ja auch in modifizierter Medienwirkung und Mediennutzung, um die es in den vorliegenden Bänden immer wieder geht, nieder. Hier wären Blicke in Studien hilfreich gewesen, die sich jenseits einer konservativen Kommunikationswissenschaft mit Bereichen wie Kunst, Musik, Film, Starkult oder auch Identität beschäftigen. Womit auch die Brücke in medienkulturwissenschaftliche Felder gebaut worden wäre. Zudem würde man sich noch deutlicher von bereits vorhandenen Handbüchern oder Einführungen absetzen.

Bekanntermaßen teilen sich im deutschsprachigen Wissenschaftsraum die institutionalisierten Beobachtungen in eher sozialwissenschaftliche Kommunikationswissenschaften und eher philologische Medienwissenschaften, was sich dann an Fachgesellschaften, Instituten und Studiengängen ablesen lässt. Mittlerweile wird von vielen, vor allem jüngeren Fachvertretenden versucht, die Mentalitäten beider Bereiche zu amalgamieren und Außenstehenden eine generelle Medien- und Kommunikationsreflexion anzubieten, um Miss- und Unverständnissen vorzubeugen. Um so mehr verwundert bei der vorliegende Reihe, dass es sich bis dato eher um klassisch kommunikations-, journalismus- und publizistikwissenschaftliche Ansätze handelt und nicht um medien- und/oder kulturwissenschaftliche Konzepte. Auch die Autorinnen und Autoren sind von ihrer Herkunft her eher sozialwissenschaftlich zu verorten. Hier besteht Nachholbedarf, zumal sich die Reihe mit „Medien- und Kommunikationswissenschaft“ bezeichnet. Oder hat hier jemand von außen, etwa von Seiten des Verlags, die spezifische Problematik nicht verstanden? Wollte man die Grenzen bewusst verwischen oder sogar auflösen, wären gemischte Verhältnisse, also ebenso Bände zu explizit medien(kultur)wissenschaftlichen Ansätzen von Nöten. Oder aber man sucht sich von Anfang an Verantwortliche und Mitarbeitende, die in ihren Personen und dem Forschendenteam für produktive Mischungen stehen und Ansätze an Themen entlang laufend vernetzen, wie es etwa 1990 Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg mit dem umfassenden Funkkolleg „Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit“ (mit so unterschiedlichen Au-

torinnen und Autoren wie Aleida Assmann/Jan Assmann, Dieter Baacke, Werner Faulstich, Klaus Krippendorf, Irene Neverla, Georg Ruhrmann oder Gebhard Rusch) und dem später daraus entstandenen Band „Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft“ geschah. Für die vorliegende Reihe lässt sich allerdings konstatieren: Ende 2011 kam der Band 7 „Schweigespirale“ von Thomas Roesing hinzu, für 2012 sind mit „Domestizierung“ von Maren Hartmann und „Framing“ von Jörg Matthes weitere Bände angekündigt, die vom Titel her auch eher in eine (in Hartmanns Fall anerkanntermaßen medienkulturwissenschaftlich sensibilisierte) kommunikationswissenschaftliche Richtung weisen.

Christoph Jacke, Paderborn

HANS J. KLEINSTEUBER: *Radio. Eine Einführung. Unter Mitarbeit von: Ralph Eichmann, Uwe Hasebrink, Corinna Lüthje, Norman Müller und Frank Schätzlein.* Wiesbaden: VS Verlag 2012, 369 Seiten.

Der kurz nach Erscheinen des Buches verstorbene Hans J. Kleinsteuber hat einen Band über „Radio“ herausgegeben, der bereits im Inhaltsverzeichnis mit seinen 16 Kapiteln ein beachtliches Programm erkennen lässt: nach einer begrifflichen Einführung folgt eine Übersicht über verschiedene Radiotheorien, daran anschließend technische, politische und ökonomische Aspekte; die Beschreibung der Organisation der Radiolandschaft, der programmlichen Seite, der Radionutzung und der journalistischen Aspekte des Radios. Darauf folgen Kapitel über Community Radio, die globalen Dimensionen des Radios und eine Beschreibung des Radios in seiner gesellschaftlichen Umwelt.

Im Kapitel „Theorien“ ist Schätzleins Hinweis erfreulich, dass der im Zusammenhang mit Bertolt Brecht vielverwendete Begriff „Radiotheorie“ gerade hier fehl am Platz erscheint, da es sich nicht um eine „Theorie“ handelt, sondern um Essays, „die sich mit den potenziellen Inhalten und Nutzungsmöglichkeiten des Mediums aus der Sicht eines politisch engagierten Literaten der Weimarer Republik beschäftigen“ (S. 43). In diesem Kapitel werden sehr anschaulich einerseits die unterschiedlichen Verwendungsweisen des Theoriebegriffs dargelegt und andererseits wird deutlich gemacht, welche Versuche – ausgehend von

Bertolt Brecht und Walter Benjamin – unternommen worden sind, um das Phänomen „Radio“ theoretisch zu verorten. Kleinsteuber kommt im Unterkapitel „Radiotheorien – der internationale Stand“ zur Schlussfolgerung, dass Radio auch in Anbetracht der zahlreichen widersprüchlichen Zuschreibungen ein wandlungsfähiges Medium ist, das sich „einer simplen Charakterisierung entzieht“ (S. 60) und stellt zur Diskussion, was im digitalen Zeitalter „eigentlich die Essenz des Radios ausmacht und was davon überleben wird“ (S. 60). In den weiteren Kapiteln folgen einerseits gut recherchierte Informationen, die unter das Motto „Was sie schon immer über das Radio wissen wollten und vielleicht nie zu fragen wagten“ gestellt werden könnten: so wird zum Beispiel die „Sendeuhr“ erklärt, was es mit dem „Formatradio“ auf sich hat und wie Musikprogrammierungen auf Basis von empirischen Studien vorgenommen werden. Eine wertvolle Analyse wird auch bei der Einschätzung der Digitalisierung des Radios vorgenommen, hier wird klar argumentiert, was mit der Digitalisierung gemeint sein könnte, und wo sich Problemperspektiven ergeben – nämlich in dem Sinne, dass das simple Bild, gute Techniken würden sich automatisch durchsetzen, in digitalen Welten keine Gültigkeit mehr besitzen (vgl. S. 109).

Das Werk ist nicht nur wissenschaftlich fundiert recherchiert und aufbereitet, sondern bietet auch gute Einblicke in die Praxis. Wenn etwa beschrieben wird, welchen Stellenwert der Sender „Deutschlandfunk“ (DLF) für PolitikerInnen hat, so sind dies nicht unbedingt neue Informationen, aber sie zeigen die Bedeutung des Mediums für politische Akteure, da das Radio auch als Plattform für den Austausch unter den PolitikerInnen dienen kann und dem Publikum die Möglichkeit bietet nachzuvollziehen, worüber sich die Entscheidungsträger austauschen, und was sie sich gegenseitig ausrichten... (vgl. S. 125). Komplettiert werden die medienpolitischen Ausführungen mit Fallbeispielen, die sich mit Radio im regionalen Raum, mit dem Sendemonopol des Staates oder auch mit Lobbyismus für kommerzielles Radio befassen. In dem Fallbeispiel „Quote fürs Radio?“ wird die Frage diskutiert, inwieweit Quotenlösungen wie zum Beispiel in Frankreich – wo gesetzlich vorgeschrieben ist, dass 40% des Gesamtprogramms französische bzw. frankophone Musiken enthalten muss, um den französischen Musikmarkt beleben – sinnvoll sind. Diese gesetzlichen Maßnahmen führten zu Diskussionen in Deutschland über die Belebung des nationalen

deutschen Musikmarktes – ein ähnlicher Diskurs fand auch in Österreich statt, wo es darum gegangen ist, dass sich österreichische PopmusikerInnen von Ö3 diskriminiert fühlten, weil ihre Musik ihrer Auffassung nach zu wenig im Sender gespielt wurde. In Kanada sind Radioquoten ein Teil eines parteiübergreifenden Konsens und: „Die Beispiele verdeutlichen letztlich, wie unterschiedlich Radiopolitik in der Welt betrieben wird und wie begrenzt das Wissen über weltweite Erfahrungen mit Radio ist“ (S. 133).

Eingegangen wird auf die Standards im Hörfunk, auf einen drohenden Qualitätsverlust etwa durch Schleichwerbung, voraufgezeichnete Live-Sendungen oder wenig Recherche und auf die deutsche Initiative Fair-Radio, die sich um ein glaubwürdiges Radio bemüht (vgl. S. 176). Fragen zur Vertiefung der Ausführungen, Definitionen und Erklärungen runden die bereitgestellten Informationen ab. Die LeserInnen bekommen dadurch die Möglichkeit die rezipierten Inhalte nochmals zu reflektieren und einzuordnen, handwerkliche Ratschläge zum Radiomachen bringen zusätzlich die Praxis ins Spiel. Und am Ende des Bandes findet sich ein gutes Abkürzungsverzeichnis mit den wichtigsten Begrifflichkeiten.

In den weiteren Kapiteln werden die Radioorganisationen in der Schweiz und in Österreich vorgestellt und die jeweiligen Spezifika herausgearbeitet, so etwa, dass die SchweizerInnen mehr für die öffentlichen Angebote zahlen als andere EuropäerInnen und ihr Radioangebot mit hohen Reichweiten belohnen. Ähnliches gilt für Österreich. Auch wenn das Radio – darauf verweist Kleinsteuber – vor allem zu einem Begleitmedium geworden ist, so zeigen Kleinsteuber und seine MitautorInnen in welche unterschiedliche Richtungen sich das Radio entwickelt hat, welche Innovationen stattgefunden haben und wie die Nutzung auf mobilen Endgeräten auch das Medium selbst verändert hat. Und es wird die globale Bedeutung des Radios hervorgehoben, das in seiner historischen Dimension das erste Medium war, „welches ermöglichte, die gesamte Welt ohne Zeitverzug mit Programmangeboten zu belegen“ (S. 310). In den Ausführungen über das Community Radio wird angemerkt, dass Deutschland in diesem Bereich ein Nachzügler sei und Österreichs freie Radiolandschaft gelobt. Community Radio wird als ein Ort charakterisiert, der gesellschaftliches Engagement und kommunikative Kompetenz ermöglicht und fördert. In dem ausgezeichneten Fazit „Ein Medium der

Zukunft?“ wird die Frage mit einem deutlichen Ja beantwortet, denn das Radio wird sowohl ein massenmedialer als auch individueller Strom von Audio-Daten sein, „der aus einer professionellen Redaktion kommen kann, aus einer Musikdatenbank oder auch einem improvisierten Studio von Radioliebhabern“ (S. 343). Ein Plädoyer, das RadiomacherInnen und auch der Wissenschaft Mut machen kann, sich weiter mit dem Medium „Radio“ zu befassen und zu erkennen, welches Potenzial dem Radio noch immer in der Gesellschaft zukommt.

Kleinsteubers „Radio“ ist ein unaufgeregtes didaktisch gut aufbereitetes Nachschlagewerk und für den verstorbenen Herausgeber (vielleicht auch) eine Art von Vermächtnis, das im besten Sinne des Wortes schmerzlich zeigt, wen die Fachwelt vermissen wird: einen Wissenschaftler, der mit Leidenschaft und viel Qualitätsbewusstsein seine Themen aufbereitet hat. Ich hätte ihm gerne noch als Randnotiz zum Band geschrieben, dass es auch in Österreich Kinderradio gibt und mich mit ihm über seine Einschätzungen über das Radio ausgetauscht und ihm gesagt, dass ich davon überzeugt bin, dass dieses Werk eine wesentliche Lücke in der deutschsprachigen medienwissenschaftlichen Literatur schließt.

Petra Herczeg, Wien

ALLA G. BESPALOVA / EVGENIJ A. KORNILOV / HORST PÖTTKER (Hrsg.): *Journalistische Genres in Deutschland und Russland*. Handbuch. Rh 4, Journalismus International. Köln: Herbert von Halem Verlag 2010, 421 Seiten.

Den Blick auf Europa zu richten, um kulturelle Vergleiche zu ziehen, weckt nicht nur die Neugierde von MedienwissenschaftlerInnen wie -praktikerInnen nach Kenntnis von Entwicklungen, von Gegenüberstellungen bestehender Strukturen, Diskurs und Diskussion. Die Gestaltung eines der dazu nötigen unzähligen Puzzleteile möchte vorliegendes Handbuch übernehmen, indem es das Wesen der deutschen und russischen Pressegenres unter Berücksichtigung historischer Dimensionen aufzeigt und problematisiert.

Fraglos beansprucht das Handbuch den Status die „erste Untersuchung der journalistischen Genresysteme in Russland und Deutschland“ (S.16) zu sein, zu Recht. Zwar ist der Journalismus beider

Länder durchaus Gegenstand früherer wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen, jedoch deren Vergleich, noch dazu unter den Vorzeichen der Darstellungsformen, ist bisher unberührt geblieben und nicht zuletzt dadurch besonders wertvoll. Die Aussagekraft der Darstellungsweise gerät doch allzu oft in Vernachlässigung und daher ist es umso einnehmender, wenn ihr tatsächlicher Wert, wie in vorliegender Publikation, zum Ausdruck kommt. Zudem werden, bereits im Vorwort, historische Entwicklungen als relevant und einflussreich gewertet. Es sollen demnach wirtschaftliche, politische und kulturelle Aspekte unter Berücksichtigung ihres geschichtlich gewachsenen Ausmaßes auf die Genrebildung beachtet und einkalkuliert werden.

Bemühungen um russisch-deutsche Annäherungen waren bereits Idee bei dem grundsteinlegenden Kongress „Heinrich Heine und Alexander Puschkin als Journalisten“ vom Juni 2001 in Rostow. Ein solches Schlagen von kommunikativen Brücken ist im Werk ebenfalls rein formal erkennbar, denn es liegt zweisprachig vor. Dies ist insofern eine gelungene Überraschung, da der Buchdeckel, allein in Deutsch gehalten, keine Hinweise auf diesen bemerkenswerten Umstand enthält und daher erst mit Aufschlagen und Durchblättern die kyrillischen Schriftzeichen bemerkt werden. Dabei unterstützt die Mehrsprachigkeit den gewählten Zugang der deutsch-russischen Verständigung beträchtlich und wirkt auch dadurch, denkt man an den enormen Aufwand der Übersetzungen aber auch an formale Details wie das nicht unbedingt problemlose Abdrucken nicht-lateinischer Schriften, erfreulich ernsthaft und konsequent.

Wesentlich ist der angestrebte Charakter eines Nachschlagewerks, das sich im Sinne der ausgewiesenen Zielsetzung zur Lehr- und Aufklärungsnutzung mit den Grundlagen des journalistischen Handwerks und allgemein mit kulturgeschichtlich Interessantem auseinandersetzen möchte.

Dazu wurde in drei Abschnitten gegliedert: Der erste Teil, einem Wörterbuch am ähnlichsten, definiert die zentralen Begriffe. Zusammengefasst werden diese in fünf Kategorien: Journalistische Genres, Informationsgenres, Argumentationsgenres, künstlerisch-publizistische (literarische) Genres und Genre-Dynamik.

Hauptaugenmerk liegt auf der Beschreibung gängiger deutscher und/oder russischer Darstellungsformen samt knapp konzipierter Erwähnung ihrer Entwicklungsgeschichte. Jeder lexikalische

Eintrag enthält Lemma, Etymologie, Definition, Geschichte, gegenwärtigen Zustand, Forschungsstand sowie Literaturverweise. Für deutschsprachige LeserInnen eröffnet sich damit, neben der Erweiterung und Auffrischung des Wissens über anerkannte und gebräuchliche Gattungen des eigenen Kulturkreises, in den Erläuterungen der russischen Modelle ein ausgedehntes Feld an Neuentdeckungen. Werden Überschneidungen der Genres in beiden Ländern klar ausgemacht – beispielsweise wird in Russland und Deutschland mit Interviews, Reportagen oder Essays gearbeitet – so begegnet man auch allein in Russland gebräuchliche Formen wie dem Očerok als subjektive, belletristische Skizze, dem Pis'mo als offener Brief oder der Stat'ja als intensiv analytische Argumentation. Vermisst bleibt eine phonetische Erläuterung der unbekannteren Worte, dennoch wird der inhaltliche Kern der Genres auf meist etwa drei Seiten präzise umrissen. Die LeserInnen erfahren nicht bloß zu welcher Genregruppe die einzelnen Erscheinungen zählen, sondern gleichermaßen die üblichen inhaltlichen Eigenarten, Formen der Erzählung sowie intendierte Wirkungen und Aneignungsmöglichkeiten.

Beschrieben werden die einzelnen Genres von deutschen und russischen WissenschaftlerInnen, deren akademischer Werdegang in einem angefügten AutorInnenverzeichnis komprimiert wiedergegeben wird.

Der umfangreichere zweite Teil besteht aus Beispielartikeln. Ausgewählt wurden Kostproben aus deutscher und russischer Presse chronologisch gereiht von 1783 bis 2005, quer durch das gesamte Repertoire der vorgestellten Darstellungsformen. In aller Regel werden die Beiträge am Ende des jeweiligen Beispiels kurz kommentiert um Informationen über narrative Mittel, anmerkende Schilderungen über den jeweiligen Inhalt und über die AutorInnen der Texte bereitstellen zu können.

Seinen ausgedehnten Umfang verdient dieser Teil der Publikation gewiss mit gutem Recht. Die einzelnen Beiträge wurden offenkundig mit viel Bedacht ausgewählt, wodurch es nicht nur ein Vergnügen wird, die verschiedenen Artikel meist von namhaften AutorInnen (Heinrich Heine, Karl Kraus, Kurt Tucholsky, Alexandr Solženicyn, Tamara Škel' u.v.m.) zu lesen, sondern sie auch im Zusammenhang ihrer Genres zu beobachten, eben unter der Perspektive des „Wie“ erzählt wird, die Aussagen also der strukturellen Ebenen des Berichts zu erkunden. Insgesamt wird mit diesem ergänzenden Abschnitt des Handbuchs ein

empfehlenswerter Überblick geboten. Darüber hinaus macht das Stöbern durch die Artikel begierig nach mehr Wissen über Hintergründe und Zusammenhänge, bietet also genügend Grundlage zu weiterer Recherche.

Angesichts der Wichtigkeit des Themas und der achtsam recherchierten Auswahl an Artikel stoßen jedoch Schlampigkeitsfehler wie verdrehte Jahreszahlen bitter auf. Gleich der erste Artikel wird beispielsweise dem Jahr 1738 zugeordnet, wobei er realiter aus dem Jahr 1783 stammt.

Unverständlich bleibt die Platzierung des dritten, als Anhang ausgewiesenen Abschnitts des Handbuchs. Denn erst dort werden die einzelnen Genres den Artikeln in zweifacher Ausführung, entweder chronologisch oder alphabetisch, zugewiesen. Dies ist deswegen erforderlich da der Kommentar zu den einzelnen Artikeln nicht zwingend erklärt, zu welcher Gattung er zugeordnet werden kann. Bereits in der Einleitung wird darauf aufmerksam gemacht, dass LeserInnen nicht der Versuchung erliegen sollten, Genres als allzu schubladenhaft zu sehen – ein derartiges Kategoriensystem, so wird betont, bleibt stets eine Stütze und darf nicht in pedantische Starrheit münden. So verfehlt eine solch einschränkende Unbeweglichkeit wäre, so unerlässlich ist es dennoch der Klassifizierung kundig zu sein um ihre Schlagkraft, auch in Übertretungen und die Feinheiten in ausgefransten Rändern zu entdecken. Nur wer die einzelnen Darstellungsformen (er) kennt, wird deren Aussage verstehen, Variationen bemerken und sie in den passenden Bedeutungskontext stellen können.

Für den Lesefluss wäre es hilfreich, die Genrezuweisung bereits am Ende des Artikels vorzufinden oder zumindest ein Mehr an Verweisen auf die Seitenangabe der Zuordnung. Denn so wird der bestechende Vorteil des Handbuchs in der Lebendigkeit seiner Sammlung hervorragender Beispielartikel – die Einladung zum Schmökern um den Nuancen diverser Genres direkt nachzugehen – von mühseligem Blättern durch die auffallend unpraktischen Ausführung überschattet.

Die HerausgeberInnen sprechen selbst einige Schwierigkeiten während der Produktion und den unüblichen langen Werdegang des Buches offen an. Dazu zählt das bedauerliche Ableben des Mitinitiators Evgenij A. Kornilov, technische Kommunikationsprobleme und der unerwartete Aufwand der Übersetzungsarbeiten. Das Gesamtergebnis kann dabei getrost als gelungen betrachtet werden, denn es ist ein guter und wichtiger

Beitrag zu einem recht unbearbeiteten Feld entstanden. Erwartungsvoll kann man darum dem angedeuteten Folgeteil entgegen blicken, wobei der Aufwand und die Erfahrungen in der interkulturellen Zusammenarbeit sich bestimmt auch insofern lohnen, dass formale Komplikationen behoben werden und ein entsprechend bedeutungsvolles Gesamtwerk entstehen kann.

Christina Krakovsky, Wien

MARINA BRANDTNER: *Diskursverweigerung und Gewalt. Dimensionen der Radikalisierung des politischen Klimas in der obersteirischen Industrieregion 1927-1934.* Innsbruck: Studienverlag 2011, 322 Seiten.

Wiewohl diese von Dieter A. Binder in Graz approbierte, nun in Buchform publizierte Dissertation einen – es sei vorweggenommen: profunden – Beitrag zur zeitgeschichtlichen Regionalforschung darstellt, ist er ebenso von kommunikations- und medienhistorischer Bedeutung. Und dies nicht nur ob der in diesem Bereich (zumindest in Österreich) noch mangelnden Durchleuchtung geschichtlicher Prozesse kommunikativer und medialer Natur in der so genannten „Provinz“: Die Entwicklung politischer Prozesse kann innert kleinerer Lebensräume detaillierter erfasst werden und die lokale Kommunikation wie andere Interaktionen weisen oft auf überregionale Entfaltungen hin bzw. zeigen diese im Brennglas. So lässt sich etwa die Effektivität propagandistischer Mittel für einen politischen Aktionismus und medial flankierten bis dynamisierten Radikalismus in engeren Agglomeraten als höher konstatieren im Vergleich zu großstädtischen Zentren an der Schwelle zum Austrofaschismus.

Die Autorin fundiert ihre komparative Analyse von Akten diverser staatlicher und lokaler Archive, Bezirksgendarmerie-Zentralen, Parteizeitungen und Lokal- wie auch Betriebszeitungen verschiedener politischer Färbung auf Galtungs Theorie der strukturellen Gewalt, die Frustrations-Aggressions-Theorie und die Interdependenz-Theorie. Die Rahmung letzterer führte auch zur vergleichenden Methode, nach deren Anwendung Brandtner die wechselseitige Beziehung kleinerer territorialer Gebilde zu übergeordneten Ebenen an Beispielen erhellt. So beeinflusste etwa die Österreichisch-Alpine Montangesellschaft (ÖAMG) als größtes Industrieunternehmen, das

mehrheitlich jedoch in deutschem Aktienbesitz stand, neben der wirtschaftlichen auch die politische Entwicklung des (nicht nur) innerösterreichisch bedeutenden Wirtschaftszentrums, aber auch darüber hinaus. Die ÖAMG vermochte dies mittels aggressiver Arbeitsschulung zur Effizienzsteigerung, politischer und sozialer Kontrolle der Arbeiterschaft, harter Repressionen gegenüber Gruppierungen und Betriebszeitungen der Sozialdemokraten und Kommunisten sowie der Finanzierung des deutschnationalen, später in die NSDAP fließenden Steirischen Heimatschutzes (STHSCH), dessen Leiter Pfrimer mit seinem Putschversuch 1931 Folgen für ganz Österreich zeitigte.

Die obersteirische Industrieregion umfasst das Mürz- und das Murtal bzw. sechs Bezirke und war in den Städten von der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung geprägt, obwohl diese zu jener Zeit keinen Bürgermeister stellen konnte, und im ländlichen Bereich von „schwarzen“ Parteien. Als „Drehscheibe der politischen Agitation“ (S. 281) wurde sie ab 1933 Epizentrum gewalttätiger Auseinandersetzungen. Ihnen war eine Radikalisierung zwischen den immer schärfer konturierten politischen Lagern vorangegangen, die sich im Einsatz von Feindbildern fortsetzte, sodass eine diskursive Dämonisierung des Gegners alltäglich wurde. Propagandistische Effekte entdeckte die Verfasserin insbesondere in der lautstarken Werbetätigkeit bei Versammlungen im öffentlichen Raum bzw. Aufmärschen der Parteien, Bewegungen und paramilitärischen Verbände, die auf der emotionalen Ebene persuasiv wirkten. Eine ähnliche Wirkung der Tages- und Wochenzeitungen konnte nur bei begüterten Menschen eintreten, da sie für die von Weltwirtschaftskrise und der Export- und Effizienzpolitik der ÖAMG gebeutelten Ärmern und Arbeitslosen kaum erschwinglich waren. Zur Radikalisierung und Mobilisierung der ÖAMG-Arbeiter dienten v.a. kommunistische Betriebszeitungen („Alpine Sklave“, „Das rote Echo“, „Der rote Alpine-Arbeiter“), die jedoch bereits vor 1933 (!) illegalisiert wurden, wie auch die KPÖ als Partei am stärksten bespitzelt worden war, so die Autorin in ihrer Archivalienanalyse. Hohe Arbeitslosigkeit und Armut, Betriebsstilllegungen in den ÖAMG-Zentren Donawitz – die Stadt musste gar Konkurs anmelden – und am Erzberg 1932, ein noch immer ungeliebter österreichischer Kleinstaat wie ein auf (zumindest) beiden Extremseiten verhasster Kanzler Dollfuß bewirkten verstärkte Aufmärsche, Demonstrationen und Gegner wie

Exekutive aufreibende Zusammenstöße. Hatte die ÖAMG 1922 noch 19.000 Personen beschäftigt, so blieben es 1932 bloß 7.000. Nicht alle waren aus ökonomischen Gründen entlassen worden, die Konzernführung verdrängte viele linke Arbeiter zugunsten der Mitglieder des von ihr – wie Mussolini – finanziell unterstützten STHSCH. Diesem wurde indirekt neben einer eigenen Gewerkschaft auch eine journalistisch autoritär auftretende Betriebszeitung finanziert. Nach dem missglückten „Pfrimer-Putsch“ 1931 zerfiel der STHSCH jedoch sukzessive und mündete in die NSDAP, die im folgenden Jahr nicht nur in der Obersteiermark erstärkte. Sie betrieb ihre heftigste Propaganda insbesondere über polemisierende Versammlungen und Presseerzeugnisse („Der Kampf“, 1931-33; „Gauachrichten“ für Mitglieder, 1931-33), Plakate und symbolträchtige Akte wie dem Ausstreuen von Hakenkreuzen oder Sprengen von Telefon- und Stromleitungen. Nach dem Parteiverbot intensivierte sie auf personelle Existenzen und Gebäude zielende Attentatsserien.

Der hasserfüllte Ton des öffentlichen Diskurses zwischen den politischen Gruppierungen rechts wie links der Christlichsozialen war – so Brandtner – mitentscheidend für die Verrohung, es wurden Reibereien inszeniert, die in Kämpfe mit Personen- und Sachschaden kulminierten. Wohl auch darob fiel der nationalsozialistische Juliputsch 1934 in dieser Region sehr heftig aus – wie auch der sozialdemokratische Aufstand im Februar desselben Jahres.

Das in dieser Region übermächtige sozialistische Netzwerk aus Partei, Gewerkschaften und Vereinen wurde (spätestens) nach dem Februaraufstand 1934 aufgelöst, KPÖ und NSDAP 1933. Davor sahen die Sozialisten die NSDAP als Hauptgegner, danach wechselten viele zur KPÖ. Innert dieses über die Jahre in der Illegalität „zerbröselnden“ Dreiecks schürten Freund-Feind-Schemata, rigide Entweder-Oder-Dichotomien und anschwellende Gewaltpropaganda neben – von der diktatorischen Regierung evozierten – persönlichen Antrieben wie Not, Hass und Neid die Eskalation der Gewalt. Mit der Einschränkung der Grundrechte wie Versammlungs- und Pressefreiheit und dem Verbot jener Parteien brachte Dollfuß weitere Bevölkerungsteile gegen sich auf.

Brandtner stellte anhand von Politbehörden-, Exekutiv- und Zeitungsberichten vier Phasen dieser regionalen Eskalation fest, die auch aus der soziokulturellen und kommunikativen Kon-

frontation zwischen Proletariat und Bürgertum resultierte: Ab 1927 betrieben der STHSCH und Wehrverbände den mit Öffentlichkeitsarbeit kaschierten „Kampf um die Straße“, ab 1930 kam es ob des (welt-)wirtschaftskrisenbedingten Anwachsens der Arbeitslosigkeit und der Verelendung zu vermehrten Demonstrationen und Versammlungen vor allem der KPÖ. Mit der Wende des Jahrzehnts aber trat die NSDAP immer radikaler auf und verübte Anschläge auf Geschäfte von Juden oder katholische bzw. „vaterländische“ behördliche Einrichtungen, auch auf die Presse: So wurde ein Attentat verübt auf die Druckerei der christlich-sozialen Tageszeitung „Obersteirische Volkspresse“. 1931 mit dem „Pfrimer-Putsch“ und 1934 mit dem Aufstand des Republikanischen Schutzbundes und assoziierter linker Kräfte bzw. dem nationalsozialistischen Juliputsch kulminierte der Kampf um die Macht im Staat – äußerst blutig und lange nachwirkend.

Dieser diskursive wie letztlich physische Kampf wurde auch an der Montanistischen Hochschule Leoben buchstäblich gefochten, war diese Bildungsstätte denn ein Konfliktherd zwischen Studierende wie Lehrende dominierenden und amalgamierenden großdeutschen Burschenschaften und dem Staatsapparat, der sie folglich der Universität Graz zuteilte.

Das diesbezügliche mediale Agenda Setting war von der Herausgeberschaft und weniger von den Redakteuren geprägt: Die deutschnationale, nach dem „Anschluss“ offiziell nationalsozialistische „Obersteirische Volkszeitung“ diminuierte die studentischen Furor-Bezeugungen, die regierungstreue „Obersteirische Volkspresse“ zog einen

über die Region hinaus gespannten kritischen Interdependenz-Bogen von Provinz zu Hauptstadt und die spätestens ab 1934 verbotenen linken Printmedien berichteten detailliert wie teils stilistisch hypertroph von solchen bildungsfernen Ereignissen.

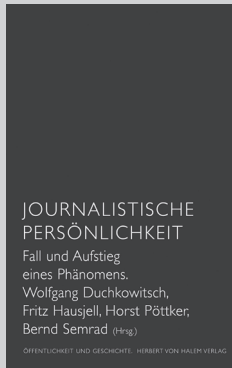
Gerade diese Erhebungen sind es, die Brandtner's Analyse exemplarisch politisch motivierter Zusammenstöße fruchtbar macht für kommunikations- und medienwissenschaftlich Interessierte. Geradezu neurophysiologisch entsteht hier eine Folie, auf der eine politisch-kollektive wie zwischenmenschliche Verständigungskommunikation nach Habermas und dessen Diskursverständnis unmöglich erscheint, weil sie einem atavistischen Bollwerk unterliegt: dem menschlichen Aggressionstrieb. Dieser wurde gleichzeitig beruhigt und erhitzt durch Hetzreden im öffentlichen Raum, polemische Presseberichte und kommunikative wie körperliche Konfrontationen bei Veranstaltungen, sozialdiskursiv fruchtbare Entwicklung subversiver Netzwerke, aber auch persönliche Drohbriefe und Attentate. „Rezeption und Internalisierung bestimmter Inhalte“ können „sowohl durch verschiedene unmittelbar begreifbare Handlungen und Ereignisse erfolgen als auch von subtileren Momenten abhängen, wie beispielsweise der suggestiven Wirkung propagandistischer Botschaften oder der schleichenden Indoktrinierung auf dem Arbeitsplatz.“ (S. 285) Besehen wir uns aktuelle Entwicklungen auch nur innerhalb der EU, lässt sich eine Fortführung konstatieren.

Roland Steiner, Wien

Empfehlung



Herbert von Halem Verlag



WOLFGANG DUCHKOWITSCH / FRITZ HAUSJELL /
HORST PÖTTKER / BERND SEMRAD (Hrsg.)

Journalistische Persönlichkeit. Fall und Aufstieg eines Phänomens

Öffentlichkeit und Geschichte, 3

2009, 488 S., 2 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.

EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 / sFr. 49,60

ISBN 978-3-938258-82-8

Anlässlich der Emeritierung von Wolfgang R. Langenbucher (Wien) wurde im Oktober 2006 den Wechselbeziehungen zwischen Journalismus, Person und Werk nachgespürt. Davon ausgehend kommen in diesem Sammelband Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und journalistischer Praxis zu Wort, um den Stellenwert von Persönlichkeit im Journalismus, den Werkcharakter von journalistischen Leistungen sowie deren Kanonisierung zu erörtern.

›Journalismus‹ wird in diesem Band als spezifische Kulturleistung verstanden.

Entgegen der herrschenden Lehre erlangen dann (wieder) Personen und ihre Biografie wissenschaftliches Interesse. Dabei gilt es auch journalistische Werke als solche (wieder) zu entdecken, die alles andere als tagesgebunden sind und die deshalb nicht einfach der Literatur (und ihrer Wissenschaft) zugeordnet werden sollten.

So mag das Postulat von Max Weber aus dem Jahre 1919 eingelöst werden, dass »eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie beispielsweise irgendeine Gelehrtenleistung«, damit unterschieden werden kann von den täglichen Mediendiensteleistungen – Journalismus stellt einen stabilen Eigenwert moderner Gesellschaften dar.

<http://www.halem-verlag.de>

info@halem-verlag.de

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

medien & zeit

Schopenhauerstraße 32
A-1180 Wien

Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

